Pol. civ.
48
k

Pol. civ. 48 k

<36633552310015

<36633552310015

Bayer. Staatsbibliothek

Pol. civ. 48 k

Das

Volksschriftenwesen

der Gegenwart.

Mit besonderer Beziehung auf den Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften zu Zwickau.

Von

Prof. Dr. J. Gersdorf.

Altenburg,
Verlag von H. A. Pierer.
1843.

82 A

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Daß die arbeitenden Volksklassen Deutschlands Bücher haben wollen und erhalten müssen, wird überall anerkannt, so abweichend übrigens auch die Ansichten über Volkswohl und seine Beförderungsmittel sein mögen, und der fast dreißigjährige Friede mit seinen Folgen hat dieses Bedürfniß von Jahr zu Jahr allgemeiner und dringender werden lassen. In früheren Jahrhunderten schuf das Volk das Material, woran es sich geistig bildete und übte, woraus es Erholung und Ergötzung schöpfte, sich selbst. Später, als die Gelehrten und Gebildeten über das Volk sich erhoben und einen eignen Stand bildeten, wählte das Volk aus den ihm sich darbietenden Stoffen das Taugliche heraus und verarbeitete es nach eignem Bedürfniß und Geschmack, denn von denen, die eine höhere formelle Bildung sich angeeignet hatten, lebten Viele noch ganz im Geiste und der Anschauungsweise des Volks. In dem Maße aber als die von außen kommenden Bildungselemente bei den höheren Ständen nach und nach immer ausschließender Einfluß gewannen, kam das Volk in eine isolirte Stellung und gerieth sein geistiges Leben in Stagnation; die jetzt entstehenden Volksschriften und die neu bearbeiteten älteren gehörten der herrschend gewordenen modernen Richtung an und suchten im Bunde mit der

Schule das Volk sich nachzuziehen. Es ist dies theilweise, wiewohl nirgends vollständig, sondern immer nur bis zur Erregung einer unbestimmten Gährung gelungen; der Geist des Volks hat jedoch seinen selbständigen Charakter mehr oder weniger verloren, und die Kreise sind immer mannichfaltiger und kleiner geworden, innerhalb deren der Volksbildung einerlei Charakter und Umfang zugeschrieben werden kann. Wenn nun aber die Bedürfnisse des Volks so verschieden sind, wenn es die Fähigkeit mehr oder weniger verloren hat, das ihm gerade Gerechte zu wählen und sich anzueignen, wenn seine Berather einseitigen Rücksichten folgen, so darf man sich nicht wundern, daß die neueste Zeit so zahlreiche und überaus mannichfaltige Schriften für das Volk hervorgerufen hat, und daß oft sehr unbedeutende Arbeiten das Volk anziehen und häufig von ihm begehrt werden. Hierzu kommt, daß es fast überall vom Zufall abhängt, welche Schriften in die Hände Einzelner kommen, und daß durch den überaus künstlichen Vertrieb der Bücher Vielen die Erlangung passender Schriften fast unmöglich gemacht wird — sollte daher Jemand noch bestreiten wollen, daß alle denkenden Volksfreunde die Verpflichtung haben, auf die besten Mittel und Wege zu denken, dem Volk die passendsten Schriften zuzuführen? Es wird dadurch eine alte Schuld abgetragen und zugleich ein neues Kapital vortheilhaft angelegt.

Daß in dieser Beziehung in den letzten Jahren sehr viel geschehen, darf nicht verkannt werden; was hat allein der rastlos thätige Preußker, dessen Name vor

Allen dankbar genannt werden muß, in seiner nächsten Umgebung und durch Beispiel und Schriften bis in weite Ferne hinaus gewirkt! An vielen Orten sind Anstalten ins Leben gerufen worden, welche bei verschiedener Organisation alle auf dasselbe Ziel gerichtet sind; das umfassendste und großartigste derartige Unternehmen ist jedenfalls der „Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften", welchen Kirchenrath Döhner, Regierungsrath Hartz u. A. in Zwickau gründeten. Aber alle diese Anstalten beschäftigen sich blos mit der einen Hälfte der Aufgabe, und zwar nicht mit der ersten, sondern mit der zweiten. Sie sind nämlich eifrig bemüht, dem Volke Bücher zuzuführen, wenden aber auf die Wahl derselben sehr wenig Sorgfalt, geschweige daß sie dabei nach festen Grundsätzen verführen. Auch der Zwickauer Verein hat durch die Bücher, welche er verbreitet, bewiesen, daß er sich von ziemlich laxen und unbestimmten Grundsätzen leiten lasse. Und man frage doch nach, was Gebildete unter einer Volksschrift verstehen, man durchblättere die Zeitschriften, welche über diese Bücher urtheilen oder urtheilen sollten, man schlage die Bücher auf, welche von Fortbildung des Volks handeln, Volkslesebibliotheken empfehlen und dergleichen — überall herrscht noch große Unsicherheit und Unbestimmtheit. Die Ansichten über Werth, Umfang und Ziel der durch Bücher zu fördernden Volksbildung werden immer verschieden bleiben, um wie viel mehr die über Inhalt und Form der zu schreibenden Volksschriften! Es ist auch bis jetzt hierin (meines Wissens) so gut als nichts

gethan worden. Erst wenn die hierher gehörigen Punkte durch mehrseitiges und wiederholtes Beleuchten geläutert sein werden, wird man von einer wirklichen Verschiedenheit der Ansichten reden können. Es thut daher vor Allem Noth, daß die Frage, was denn eigentlich dem Volke gegeben werden solle, von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet und beantwortet werde; neun Zehntheilen von denen, die „für das Volk" schreiben, ist es noch gar nicht eingefallen, hierüber ernstlich nachzudenken. Ich will hier einen Anfang darin machen (aller Anfang ist ja klein!); möchten Männer von tieferer Einsicht und gründlicheren Erfahrungen durch die Wichtigkeit der Sache sich bewegen lassen, derselben sich anzunehmen! Die Aufgabe ist so schwierig, und es sind bei ihrer Erörterung so viele Verhältnisse und Umstände zu berücksichtigen, daß sie nur durch die Thätigkeit vereinter Kräfte einer glücklichen Lösung entgegengeführt werden kann, und ein solches Zusammenwirken zu empfehlen — vielleicht selbst zu veranlassen — ist mein nächstes Ziel. Der erste Schritt, der gethan werden muß, um dahin zu gelangen, scheint mir zu sein, daß denjenigen, welche Interesse an der Sache nehmen, ein wahres Bild vom jetzigen Zustande unseres Volksschriftenwesens vorgehalten werde, und dazu eignet sich natürlich eine Beurtheilung des Zwickauer Vereins am besten, da dieser Verein seine Entstehung einzig und allein dem gefühlten Bedürfniß verdankt, da er von tüchtigen Männern geleitet wird, da er eine große Anzahl von Freunden und Theilnehmern hat, und sein Umfang und seine Dauer groß genug sind, um be-

stimmte Resultate geben zu können. Feste Regeln und allgemein gültige Grundsätze aufzustellen, ist jetzt gewiß noch nicht an der Zeit. Ich will daher eine so weit als nöthig ins Einzelne eingehende Beurtheilung sämmtlicher vom Verein verbreiteten Schriften versuchen. Die Resultate dieser Beurtheilungen und einige daran geknüpfte Folgerungen werden hoffentlich den Vorschlag genugsam begründen, den mich die Liebe zur Sache thun heißt. Daß diese Beurtheilungen den Leser durch ihre Einförmigkeit und manche Wiederholungen wahrscheinlich langweilen werden, muß ich fürchten, dessenungeachtet kann ich nur auf diesem Wege hoffen, daß meine Behauptungen wahrhaft überzeugende Kraft erhalten. Ueberhaupt wird durch gelehrte Definitionen, die zuletzt doch weiter nichts sagen als „schwarz ist schwarz" hier gewiß weniger gewonnen als durch das langweilige „schwarz ist nicht weiß, nicht roth, nicht blau u. s. w."; möge daher der Leser die Geduld nicht verlieren!

Der Volksschriften-Verein zu Zwickau hat eine fast dreijährige Wirksamkeit bereits hinter sich, und seine beiden ersten Jahresberichte (Zwickau 1842, 24 Seiten gr. 8., 1843, 31 Seiten 8.) mit den Rechnungen über den Zeitraum vom 1. Januar 1841 bis Ende Mai 1843 dem Publikum vorgelegt, wonach er gegen 7600 Mitglieder zählt, 5700 Thaler (inclus. verschiedene Geschenke) einnahm und 17 Volksschriften in 58000 Exemplaren verbreitete. Von diesen Schriften hat er 11 in eignem Verlag, 5 in großer Anzahl von Exemplaren angekauft und Eine Schrift in 1500 Exemplaren

geschenkt erhalten. Das Unternehmen hat demnach einen so günstigen Fortgang gehabt, als die Stifter bei der ersten Begründung wohl kaum gehofft haben mögen, und abermals den Beweis geliefert, daß auch in Deutschland durch Associationen für einen edeln und volksthümlichen Zweck weit Größeres sich erreichen lasse, als man bisher zu glauben gewohnt war, — es hat den Weg gezeigt, welcher auch in Zukunft festgehalten werden muß.

Soll ich nun noch das Erscheinen dieser Blätter rechtfertigen? In einer Sache, die so offen vorliegt und zuletzt Jeden angeht, bedarf es keiner äußern Berechtigung zum Mitreden. Ob ich mich aber innerlich berufen fühlen dürfe, meine Stimme in dieser wichtigen Angelegenheit abzugeben, darüber zu urtheilen, muß jedem Leser überlassen bleiben. Wer überhaupt sollte in dieser Sache ein in allen Punkten gültiges Urtheil sich zutrauen dürfen! Der freudige Eifer, ein Körnlein Sand zum fernern Ausbau einer Seite der Volkswohlfahrt herbeizutragen, wird mir hoffentlich eben so wenig verargt werden, als daß ich's verschmähe, meine Urtheile mit den bescheidenen Formeln der bedingten Ausdrucksweise geflissentlich zu umhüllen, denn solche Bescheidenheit ist in der Regel mehr eine Brücke für die eigne Eitelkeit als eine Hinterthür für die fremde. Was schief gestellt ist oder ganz in der Luft schwebt, das mag je eher je lieber hingeworfen werden, ich werde es nicht zu halten suchen und habe aus demselben Grunde meinen Namen nicht in der Tasche behalten; was etwas taugt, das wird und muß für sich selbst stehen ohne meine Hülfe

oder fremde Gefälligkeit. Hiermit soll jedoch einer offenbaren Rücksichtslosigkeit gegen fremdes Verdienst keineswegs das Wort geredet sein. Der Baum, von welchem der Zwickauer Jahresbericht gleichnißweise redet, ist und bleibt ein werthvolles Geschenk an die Zeitgenossen von denen, die ihn pflanzten und pflegten; Undank wäre es, ihre edle, uneigennützige Absicht, ihre Mühe und Arbeit so wie den theilweis günstigen Erfolg ihrer Anstrengungen verkleinern zu wollen; das sei ferne! Nichts destoweniger ist jener Baum ein Eigenthum aller 7000 Mitglieder, und jedem von ihnen muß es unbenommen bleiben, herzuzutreten und ihn prüfend zu betrachten, ob er den Erwartungen, welche man sich von ihm gemacht, werde entsprechen können; es muß den Mitbesitzern freistehen, über die Güte seiner Früchte und ihre zweckmäßigste Verwendung sich laut auszusprechen. Freilich ist's eine leicht verdrießliche Aufgabe, unter solchen Verhältnissen Gärtner zu sein, selbst wenn kein Feind Unkraut säet, aber das Verdienst ist hier auch weit größer als bei der bequemlichen Hütung eines Schooskindes. Darum wird, hoffe ich, jenen verdienten Männern eine Beleuchtung ihrer bisherigen Wirksamkeit in demselben Grade, als sie offen und rückhaltlos auftritt, willkommen sein, denn so hilft sie am besten die Forderungen des „Unverstandes" und die Umtriebe der „Bosheit" bekämpfen und überhaupt dem Wahren und Rechten Geltung verschaffen. Den meisten Mitgliedern würde es freilich gewiß besser gefallen haben, wenn das Directorium die Anfeindungen, welche es im 1. J. Ber. zu beklagen hat, frei

und offen genannt hätte; das Gleichniß soll für die Allen erkennbare Wahrheit nicht ein verhüllender Mantel sein, sondern die ihrem Wesen nach verhüllte Wahrheit in einem Spiegel klar und deutlich erkennen lassen. Im 2. Jahresbericht wird die tiefere Erörterung der Sache dadurch umgangen, daß statt des eigentlichen Jahresberichts 3 (gut geschriebene) Briefe des Köhlers Christoph und des Handelsmanns Andres, den Verein betreffend, abgedruckt und nur mit einigen Noten begleitet werden. Vielleicht sind die Leiter des Vereins dem Gedeihen desselben durch ihre auch sonst sichtbare Zurückhaltung hinderlicher gewesen, als offne und versteckte Anfeindungen seiner äußern Anerkennung schaden konnten; doch dies sei dahingestellt. Ich will weder mit der namenlosen Schaar der Widersacher zu Felde ziehen, noch für den Verein gegen Unken und Windmühlen die Lanze erheben. Aber davon kann ich mich nicht überzeugen — und dies muß ich schon hier offen aussprechen — daß das Heil von einem solchen Verein, wie er eben ist und aller Wahrscheinlichkeit nach bleiben wird, kommen solle, denn er ist ein Haus, allein auf den guten Willen gebaut, und das bleibt immer ein sehr ungewisser Grund. Das soll nun bewiesen werden!

Nicodemus. Auszug aus den Amts- und Tischreden des Pfarrers Werner zu Friedenau. Herausgegeben von C. A. Wildenhahn, Past. Sec. zu St. Petri in Budissin. 1. Bändchen. Zwickau, Eigenthum des Vereins. 1841. 102 S. 8.

Nicodemus. Auszug aus u. s. w. 2. Bändchen. Enthaltend: Sächsische Wanderlust 1. Abtheilung. Ebend. 1843. 144 S. 8.

Schon allein durch die Veranlassung und Herausgabe dieser beiden Schriften hat sich der Verein ein Verdienst erworben, das ihm nicht vergessen werden kann und viele kleinere Mängel aufzuwiegen im Stande sein wird. Zwar ist es eine schwere Aufgabe, den Werth mehrerer Schriften, welche verschiedene Zwecke verfolgen, im Verhältniß zu einander zu bestimmen, denn man wird jede von ihrem Standpunkt aus beurtheilen müssen, allein daß der Verfasser des Nicodemus seinem Ziele weit näher komme als die meisten übrigen Vereinsschriftsteller dem ihrigen, und daß seine Richtung überhaupt eine geistigere sei (und diese wird man doch wohl immer obenan stellen müssen), läßt sich gewiß nicht bestreiten, wenn auch zuzugeben ist, daß sich jeder Beurtheiler von dem Einfluß besonderer Vorliebe nie ganz freihalten kann. Das Eigenthümliche des Vfs. besteht in einer freien Bearbeitung und Anwendung christlicher Grund-

gedanken, eine Richtung, die wohl zuerst von Jung Stilling selbständiger ausgeprägt worden ist, und in welcher Schubert die unübertreffliche Meisterschaft besitzt. Vielleicht könnte man sie ziemlich passend als christlichen Humor bezeichnen, wobei der Zusatz „christlich" nicht mit „religiös" verwechselt werden dürfte. Hiermit steht in nicht ganz ferner Verbindung diejenige Art zu erzählen, welche des Demonstrirens und Predigens sich enthält, so daß der Leser die Absicht, auf ihn einzuwirken, kaum merkt, welche seine Theilnahme und Aufmerksamkeit spannt und ihn nöthigt, fortwährend selbst mitzuarbeiten und zu urtheilen, ehe in der Erzählung eine Beurtheilung sich entwickelt. Freilich gibt es einen Punkt, auf welchem der heilige Ernst des Christenthums das geistreiche Gewand verschmäht und wo weltliche Dinge zu tief stehen, als daß sie einen Anknüpfungspunkt für das Heilige abgeben dürften, allein das Urtheil hierüber ist sehr vom subjectiven Gefühl abhängig. Ich will mir daher ein Urtheil über einzelne vielleicht nicht ganz gelungene Züge hier nicht anmaßen. — Der Titel „Amts- und Tischreden" ist im weitesten Sinne zu nehmen, es gehören darunter auch die Aufzeichnungen der Unterhaltungen unter der Linde, wo sich die älteren Dorfbewohner oft um ihren alten Pfarrer zu freier Unterhaltung versammelten. Weniger passend ist dieser Haupttitel für das zweite Bändchen, das äußerlich gar nicht mit dem ersten verwandt ist und bei der sehr zu wünschenden Fortsetzung des ersten Bändchens stören wird. Es enthält 6 Briefe des Pfarrers an seine

Frau, geschrieben auf einer Wanderung an der Mulde von Wurzen bis Johanngeorgenstadt. Die 2. Abtheilung wird von der Freiberger Mulde und der Zschopau handeln. — Das erste Bändchen bringt 5 Gaben, von denen eine „der Tod des Vornehmen und des Geringen" in ein Gespräch gekleidet und nur zur Anknüpfung mit einem Factum in Verbindung gesetzt ist, aber dennoch jeden Leser sehr anziehen wird. Das Uebrige sind sehr verschieden und kunstreich angelegte Erzählungen, deren erste „die Geschichte vom Schlafe" ein schönes Seitenstück zu Schubert's „Reichthumsucher" abgibt, wenn auch hier, bei der Bestimmung für das Volk, die Richtung eine mehr äußerliche bleiben mußte. Ob es an dieser Erzählung gut sei, daß Alles, was sich mit Anselm ereignet hat, zuletzt in einen Traum aufgelöst wird, möchte wohl noch zu bezweifeln sein; es ist das eine Ueberraschung, welche seit Jean Paul Schriftsteller ihren Lesern nur zu oft bereiten. Hier kann für Anselmus der Traum wohl ganz dieselbe Wirkung haben als die wirklichen Ereignisse, die Zuhörer und die Leser werden aber durch einen solchen Schluß ganz aus ihrer Stimmung gerissen. Die Leute wollen sich nun einmal nur durch wirklich Geschehenes belehren lassen, die Träume sind auch beim Volk durch blinden Eifer allzusehr in Mißcredit gebracht worden. Was der Leser über die mit auftretende Fee urtheilt, ist gleichgültig, oder ihre Rolle konnte auch einem wunderbaren Vogel oder dergl. übertragen werden.

Vater Richard. Eine Erzählung für den Landmann, von Jul. Kell, Rector a. d. Bürgersch. in Kirchberg. Zwickau, E. d. V. 1841. 146 S. 8.

Des Branntweins Lust und Weh. Von Demselben. Zwickau, E. d. V. 1842. 104 S. 8.

Der Beruf des Vfs. zum Volksschriftsteller ist nicht zu verkennen, und der in seiner zweiten Schrift überall hervortretende Fortschritt berechtigt zu den besten Erwartungen. Feine Beobachtungsgabe, Einfachheit und Wahrheit der Auffassung, Gewandtheit der Darstellung und vor Allem eine ernste, tüchtige Gesinnung — dies sind Eigenschaften, welche einzelne Schwächen fast ganz vergessen lassen. Um so mehr ist es daher zu bedauern, daß die beiden vorliegenden Schriften einen allzubeschränkten Standpunkt nehmen. Die erste nämlich stellt einen Landmann, der in seinem Hause, in seiner Wirthschaft und in seiner Gemeinde allerhand nützliche Einrichtungen und Verbesserungen trifft, als Beispiel zur Nachahmung hin, ohne die eigentliche Entstehung und innere Begründung mitzugeben; das Buch eignet sich daher nur für diejenigen Landleute, welche ohne Selbständigkeit das Gegebene in gutem Glauben annehmen und nachmachen. Ist aber der Leser fähig, das Neue selbständig zu prüfen, das seinen Bedürfnissen Entsprechende auszuwählen und seinen Verhältnissen anzupassen, so muß ihm das Material vollständiger gegeben, überhaupt mehr zugemuthet werden. Wollte man dagegen behaupten, das Buch bezwecke blos eine nützlich anregende Unterhaltung, so widerspricht dem seine ganze Haltung von Anfang bis Ende. Die zweite

Schrift ist ausschließlich gegen den Genuß des Branntweins gerichtet, und da der Werth aller eigentlichen Mäßigkeitsschriften lediglich darnach sich bestimmt, in wie weit sie ihrem doch gewiß sehr einseitigen Zwecke dienen, so ist das oben ausgesprochene Bedauern wohl ein gerechtes. — Wie in der zweiten Schrift eine wesentliche Vervollkommnung in Vergleich mit der ersten nicht zu verkennen ist, so scheint auch schon im Vater Richard die zweite Hälfte über der ersten zu stehen. Wie schwerfällig ist z. B. noch im 7. Capitel der Besuch des neuen Hauses gehalten! Viel zweckmäßiger wäre hier eine ganz einfache Beschreibung gewesen, anstatt Richard und die Eingeladenen auf ihrem Umgang zu begleiten und reden zu lassen. Ueberhaupt ist in fast allen Schriften des Zwickauer Vereins das Streben, die Darstellung durch unmittelbare Action zu beleben, noch allzusichtbar, während eine natürliche Schilderung gewiß in vielen Fällen mehr wirkt und die dialogisch behandelten Partien besser hervorhebt und erst recht wirksam macht. Davon geben die Schriften Jeremias Gotthelf's die schlagendsten Beweise. Aehnlich verhält sich's mit der Anwendung der Sprichwörter; der Vf. versteht sehr geschickt mit ihnen umzugehen, aber sie sind allzureichlich eingestreut und beeinträchtigen gegenseitig ihre Wirkung. Da nun vollends der Pastor eben so wie Richard derselben sich bedient, so wird auch die Möglichkeit genommen, dem Vater Richard diese Art zu reden als besondere Eigenthümlichkeit beizulegen (in der zweiten Schrift ist der Gebrauch der Sprüchwörter auf ein sehr richtiges Maß

zurückgeführt). Auch sonst redet der Pastor ganz in dem Geiste wie Richard; aus dem Inhalt ihrer Rede kann man sie nicht unterscheiden. Unnatürlich ist ferner die Art, wie Richard mit Conrad, dem Repräsentanten eines schlechten Hauswirths, spricht; er empfängt ihn mit Redensarten wie: „Du redest recht unverständig, Du redest wieder einmal ins Gelag hinein" und dergl., die schwerlich ein Nachbar vom Andern sich gefallen läßt. Conrad kommt aber trotz dieser Behandlung immer wieder, fragt wie ein Kind um Rath und deckt alle seine Fehler und Schwächen arglos auf. Ich glaube auch nicht, daß Landleute je einander so begegnen; kluge Mäßigung im Umgang mit Andern ist eine Eigenschaft, die sich bei ihnen verhältnißmäßig häufiger findet als in andern Ständen. Der Vf. bezweckt ohne Zweifel dadurch nur, dem Leser von vorn herein die rechte Beurtheilungsweise an die Hand zu geben, was jedoch selbst bei der Voraussetzung eines Lesers von sehr schwacher Urtheilskraft nicht zu billigen ist; selbst dem schwächsten Leser darf der Schein des eignen Urtheils nicht ganz genommen werden. — In „des Branntweins Lust und Weh" (dieser Titel ist offenbar zu pretiös, so wie auch statt des ungewöhnlichen Namens „Richard" ein anderer hätte gewählt werden sollen) läßt die Anlage und Entwickelung kaum etwas zu wünschen übrig; was Mäßigkeitsschriften überhaupt vermögen, das wird die vorliegende gewiß in den meisten Fällen leisten. Die Hauptperson des Buches, welche von Leichtsinn und Sicherheit geleitet, der Branntweinslust nach und nach

anheimfällt, wird zwar wie in fast allen Mäßigkeits-schriften durch die härtesten Schläge des Schicksals endlich noch geweckt und gerettet, aber sie ist körperlich und geistig noch nicht so geschwächt und tief gesunken wie in jenen Schriften, wo nach den breiten, behaglichen Schilderungen der ekelhaften Scheußlichkeiten des vorausgehenden Sündenlebens Möglichkeit und Werth der Bekehrung gleich zweifelhaft erscheinen. Um indeß auch darin der Abschreckungstheorie genug zu thun, ist die Geschichte eines andern Trunkenboldes eingewebt, der auf schauderhafte Weise als Selbstmörder endet. Mag nun auch jener Theorie bei einer tieferen Würdigung nur wenig Werth bleiben, so wird doch niemand leugnen, daß durch solche Schilderungen Leichtsinnige erschreckt und zum Nachdenken geführt, ja selbst bisweilen Trunkenbolde zur Besinnung gebracht werden können. Man muß daher solche Schriften ausschließlich als Zweckschriften beurtheilen, als was sie ja angesehn sein wollen, und der vorliegenden mag unter allen deutschen Mäßigkeitsschriften gewiß eine der ersten Stellen einzuräumen sein, wenn man nicht etwa nach der in den englischen Tractätchen sehr beliebten Methode für Trunkenbolde in einer plötzlichen gewaltsamen christlichen Wiedergeburt den einzigen Rettungsweg findet. Wollte man dagegen einen allgemeinern Maßstab anlegen und solche Leser sich denken, für die im Branntweingenuß keine größere Gefahr droht als in vielen andern sinnlichen Genüssen, so würden einige Ausstellungen zu machen sein. Für solche Leser tritt das Bemühen, abzuschrecken, allzusicht-

bar hervor; ihnen mußte auch, da überhaupt schon so viel Gräßliches als Folge der Trunksucht erzählt worden war, die wiederholte umständliche Schilderung der Entleibung S. 94—96 (zum Zweck der Abschreckung ganz vortrefflich) erlassen werden; dann halten auch gerade die Leser dieser Schriften sehr viel auf die unmittelbare Möglichkeit des Erzählten und nehmen Anstoß daran, wenn, wie hier, Details und wörtliche Aeußerungen erzählt werden, wo den Verhältnissen gemäß kein Zeuge zugegen sein konnte. So natürlich und gesund ferner auch die Schreibweise des Vfs. ist, so verfällt er doch bisweilen, vorzüglich wo er ergreifen will, in den Predigtton und bildet lange Perioden, die wohl ganz und gar aus Volksschriften verbannt werden sollten, so z. B. S. 60, 90. Ueberhaupt entsteht die Frage, ob die Gründe für völlige Enthaltsamkeit im Branntweinsgenuß nicht so eindringlich, nicht mit einer solchen Kraft vorgetragen sind, daß sie ihren Zweck vollständig erreichen mußten, und ob nicht, wenn der Plan des Vfs. war, seine Hauptperson erst durch außerordentliche Strafgerichte Gottes zur Erkenntniß und Umkehr kommen zu lassen, schon durch die Haltung der vorausgehenden Beweisführungen und Ermahnungen im Leser unvermerkt das Gefühl hätte erweckt werden sollen, daß der erstrebte Erfolg ausbleiben werde. Ueber einen solchen Punkt läßt sich freilich schwer disputiren; meinem Gefühl nach schien an mehreren Stellen der Eintritt eines vollkommenen Sieges ganz begründet und nothwendig zu sein.

Möchte doch der Vf. sich entschließen, nun auch einmal ein Buch für's Volk zu schreiben, das sich keine bestimmte Aufgabe stellt, sondern einfache Lebensverhältnisse schildert, wie sie sind, und die Deutung und Anwendung dem Leser selbst überläßt! An solchen Büchern fehlt's uns gar sehr. Ohne die in der ersten Einladung der Vereinsgründer ausgesprochne Bestimmung, welcher Art die zu verbreitenden Schriften würden sein müssen, hätten die Schriften des Vfs. ohne Zweifel eine andere, freiere Richtung genommen, denn in den vorliegenden findet ein ungleiches Verhältniß zwischen der Verarbeitung des Stoffes und der Sprache statt; die letztere ist offenbar für Geübtere.

Die drei Schulkameraden. Eine Erzählung für Alt und Jung, vorzüglich in dem Gewerbstande, vom Verf. des: „Dorf Schöngrund." (J. G. Günnel.) Zwickau, E. d. V. 1842. 92 S. 8.

Eine einfache, natürliche Erzählung für den Handwerksmann. Der Schauplatz derselben ist eine kleine gewerbthätige Stadt Sachsens, und die drei Hauptpersonen sind Wilhelm und August, die Söhne eines armen und wenig beschäftigten, aber gottesfürchtigen Schneiders, und Franz, ein reicher Bäckerssohn, der von seiner geldstolzen Mutter von frühester Jugend an verwöhnt und verzogen wird. Wilhelm kommt zu einem tüchtigen Webermeister in die Lehre und zeigt neben vielen guten Eigenschaften frühzeitig einen gefährlichen Hang zur Genuß-

sucht, dem er als Gesell sich immer mehr hingibt. August wählt das Handwerk seines Vaters und beschließt, da sein Vater ihn nicht genug beschäftigen kann, seine Lehrzeit bei einem wohlhabenden, gutgesinnten Meister, der den fleißigen, redlichen August sehr lieb gewinnt. Beide gehen auf die Wanderschaft. Wilhelm überläßt sich seinem Hange immer mehr, und kommt erst am Rande des Verderbens zur Besinnung; da gewinnt er eine ansehnliche Summe in einer Lotterie, reißt sich wirklich von seiner schlechten Gesellschaft los und kehrt nach Hause zurück. Anfangs arbeitet er als Meister für Fabriken um Lohn und befindet sich wohl, aber er arbeitet und spart blos, um wo möglich die Bequemlichkeiten und Genüsse eines reichen Mannes zu erringen, und fängt, trotz der Abmahnungen seines Vaters, mit seinen Fabrikaten selbst zu handeln an. Er bezieht die Märkte und Messen, aber unglückliche Handelsverhältnisse und Mangel an kaufmännischen Erfahrungen ruiniren ihn bald so, daß er, um der Verachtung und Schande zu entfliehen, nach Amerika auswandert. Wenig später als Wilhelm war auch August von der Wanderschaft zurückgekehrt, reich an Kenntnissen und Erfahrungen und gesund an Leib und Seele. Er heirathet ein Mädchen, mit dem er sich schon vor seinem Auszug versprochen, und lebt bei seinen mäßigen Ansprüchen sehr glücklich und zufrieden. Franz verläßt das Haus der Mutter nur auf kurze Zeit, und übernimmt die Bäckerei seines Vaters, aber er vernachlässigt sein Geschäft bald ganz und glaubt, da er eine reiche

Frau geheirathet, aller Arbeit und Sorge überhoben zu sein. Er läßt sich so sehr von den Eingebungen seines Hochmuths und seiner Eitelkeit leiten, daß er mit schnellen Schritten seinem Untergange entgegeneilt. Da erkennt er auf einer Badereise in einem zum Tode verurtheilten Verbrecher einen frühern Bekannten wieder, der ehemals bei den sittenlosen Gesellengelagen der Tonangeber und sein Vorbild gewesen war, und der Anblick dieses Menschen macht einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er von Stund an umkehrt und ein ordentlicher, häuslicher, gewerbthätiger Mann wird. — Diese gewiß recht passend gewählten Elemente sind mit vielen ernsten und gemüthlich-heitern Scenen umkleidet und die Belehrungen und Ermahnungen treten mit innerer Nothwendigkeit ungesucht hervor; die Helden sind keine Uhrwerke, die gleichmäßig fortgehen, so oft sie aufgezogen werden, sondern man sieht das Gute und das Böse an ihnen arbeiten, obschon man auch dem Verf. in dieser Hinsicht noch mehr Freiheit wünschen muß. Aber der Eindruck, den die Schrift macht, wird doch immer mehr oder weniger nur ein vorübergehender bleiben, weil der Vf. überall nicht viel mehr als eine lebendige Skizze gibt, und ohne Ruhe vorwärts eilt. Wie sollte man auch eine so große Masse von Lebensverhältnissen auf 92 Seiten wahrhaft erquicklich und erbaulich verarbeiten können! — zumal für das Volk, das Gott sei Dank immer noch an einer gewissen Stetigkeit festhält. Was würde der Verf. aus seiner Erzählung auf einem drei- bis viermal größeren Raume gemacht haben! Sehr

wahrscheinlich ist er zu dieser rhapsodischen Behandlung durch das Vereinsdirectorium bestimmt worden, das Schriften von nur kleinem Umfang haben will. Aber dann mußte man darauf verzichten, vollständige Lebensbeschreibungen zu geben, denn eine blos generelle Behandlung wird nimmermehr dem Volke zusagen, die specielle aber, so lange sie rhapsodisch gehalten werden muß, wie hier, nur den Appetit erregen, nicht sättigen. Freilich würde viel erspart, wenn der Bauer sein Getraide in der Tasche zu Markte tragen könnte, aber mehr als Proben wird er auf diese Weise doch nicht fortbringen. Der Verf. versteht die eigenthümlichen Färbungen der Lebens- und Denkweise der Leute aus dem Handwerksstande mit vieler Wahrheit und Sicherheit wiederzugeben, und ein Vergleich der vorliegenden mit der älteren Schrift des Verfassers, welche bäuerliche Verhältnisse schildert, gibt das — allerdings nicht auffallende — Resultat, daß es ungleich schwerer sei, Landleute richtig aufzufassen als Handwerker. — Einzelnes würde sich wohl noch verbessern lassen, z. B. Seite 4 „der größer gewachsene (ältere) Knabe klagte: alle Tage Kartoffeln, das ist doch gar zu dürftig.“ Des letztern Worts bedient sich kein Knabe. Seite 42 fragt ein Sterbender mit Bitterkeit: „Ist das kein hartes Schicksal?“ und der Geistliche antwortet: „Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht! Mit Gott im Himmel hadre nicht! So spreche ich zu Dir mit dem Dichter unseres Volks.“ Am Sterbebette redet der Verwalter der göttlichen Geheimnisse anders.

Geschichte der evangelischen Salzburger in den Jahren 1731, 32 und 33. Für das Volk bearbeitet nach dem gelehrten Werke: „Geschichte der Auswanderung der evangelischen Salzburger Anno 1732 von K. Panse. Leipzig 1827. 5. verbesserte mit einem Anhange vermehrte Auflage. Nürnberg, Raw. 1841. 96 S. 8.

Ein Buch, das bereits in 5 starken Auflagen verbreitet ist, bedarf hier keiner ausführlichen Besprechung. Die zu schildernden Begebenheiten sind auch so groß und predigen für sich selbst so kräftig, daß die Erzählung wirken muß, wenn sie nicht gänzlich verfehlt ist. Nun wird man freilich die vorliegende Arbeit schwerlich ganz gelungen nennen können. Der Hauptfehler ist, daß der Verf. die Ereignisse zu wenig selbst reden läßt, sondern wo es nur angeht, fromme Reden und Betrachtungen einflicht, oder vielmehr umgekehrt: die Predigt zum Zweck macht und über der innern Geschichte die äußere vernachlässigt. Die Schrift reicht eigentlich blos bis S. 62, denn das letzte Capitel S. 54—62 erzählt „die Aufnahme der armen Salzburger in den evangelischen Ländern.“ Der Anhang, der fast die Hälfte des Buchs einnimmt, erzählt diese Aufnahme noch einmal ausführlich. Er ist aus dem Königsberger Missionsblatt vom Jahre 1826 abgedruckt, und führt außer der Uebertretung des sehr richtigen Gesetzes, den letzten Akt eines Drama's nie weiter als ganz unumgänglich nothwendig ist, auszudehnen, den Uebelstand herbei, daß die

Schrift aus zwei ziemlich verschieden geschriebenen Theilen besteht. Volksschriftsteller sollten sich ihre Arbeit nicht so leicht machen. Noch wirksamer würde die Geschichte jedenfalls sein, wenn die Schicksale Einzelner bestimmter hervorträten.

Der Missionar Schwartz und die Verbreitung des Christenthums in Ostindien. Von K. Chr. Gli. Schmidt, Gymnasiallehrer. Zwickau, C. d. V. 1843. 70 S. 8.

Der Verf. spricht zuerst S. 3 — 8 vom Umfang und von der Nothwendigkeit der Mission, so wie von den heidnischen Religionen Indiens. S. 9 — 32 gibt er eine Beschreibung des Lebens und der Wirksamkeit des Missionars Schwartz, daran schließen sich bis S. 40 einige Auszüge aus seinen Briefen. Der 2. Abschnitt schildert S. 40 — 61 die Verbreitung und den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Ostindien, und den Beschluß macht eine „kurze Uebersicht der Geschichte der christlichen Missionen (vom 2. Jahrh. an), der evangelischen Missionsgesellschaften und der von ihnen in allen Welttheilen gegründeten Missionsstätten und ausgesendeten und unterhaltenen Arbeiter." Die Darstellung verdient wegen ihrer Einfachheit und Natürlichkeit alles Lob, aber eine Wirkung, wie die Wichtigkeit der Sache und das dem Gegenstand von Natur eigenthümliche Interesse wünschen und erwarten läßt, kann ich der

Schrift nicht zutrauen, weil sie Alles zu kurz, eigentlich nur in einer allgemeinen Uebersicht erzählt. Daß das Volk nur vom Besondern und Speziellen angezogen werde, ist, sollte ich meinen, einer von den wenigen Punkten, die kein Mensch bestreiten wird, es ist mir daher unbegreiflich, wie man der höchst merkwürdigen Lebensbeschreibung dieses berühmten Missionars nicht wenigstens die vollen 70 Seiten des Schriftchens hat zugestehen mögen. Wie viel Fruchtbares würde schon allein seine Gesandtschaftsreise zu Hyder Ali dargeboten haben! Ich möchte behaupten, daß einige Blätter mit speziellen Berichten z. B. aus dem trefflichen Calwer Missionsblatt mehr Nutzen im Volk gestiftet haben würden, als dieses Buch mit seinen Zusammenstellungen und Zahlen.

Der Schatzgräber oder untrügliche Anweisung, die in und auf der Erde verborgenen Schätze leicht zu entdecken und sicher zu heben. Ein Büchlein für den Bürger und Landmann von Dr. J. F. T. Wohlfarth, evang. Pred. zu Kirchhasel b. Rudolstadt. 2. verb. Aufl. Leipzig, J. Klinkhardt. 1843. IV u. 74 S. 8.

Ob man nicht meint, hinter diesem Titel den rheinischen Hausfreund, wie er leibt und lebt, hervorzucken zu sehen! Aber Hebel würde kein Buch darüber geschrieben, sondern einen Aufsatz von wenigen Blättern daraus gemacht haben. Das ist der große Unterschied! Und hätte durchaus ein Buch daraus werden müssen, so würde Hebel seinem Leser nicht eine so vielgliederige Disposition

mitgegeben haben. Die Disposition, wie sie im Buche durch Zahlen und Buchstaben hervorgehoben wird, ist folgende: Eine Einleitung. I. Sind in der Welt Schätze verborgen? 1) vergrabene Schätze; 2) Metalle; 3) vegetabilische und animalische Produkte. II. Welches sind die wahren Schätze? 1) die zum Auskommen nöthigen Geldmittel; 2) Gesundheit des Leibes und der Seele; 3) guter Name; 4) gute Freunde; 5) geweckte Geisteskräfte; 6) zufriedner Sinn; 7) Religiosität. III. Von den Vorbereitungen, die Schätze zu heben, und dem Verhalten dabei: 1) der Höllenzwang — die Bibel; 2) die Beschwörungsformel — das Vaterunser; 3) die magischen Kreise: a) dein Beruf b) dein Haus, c) Religiosität und Frömmigkeit; 4) die Wünschelruthe und die Lampe — Verstand, Nachdenken, Erfahrung; 5) das Opfer — sich selbst dem Herrn darbringen; 6) das Schweigen — arbeiten. IV. Von der rechten Zeit zum Schatzgraben: 1) früh aufstehen; 2) Morgengebet; 3) Arbeit u. s. w. V. Die Werkzeuge zum Schatzgraben. VI. Vom Schatzgraben. Die sieben Schätze (s. oben II.) werden gehoben 1) durch Thätigkeit und Sparsamkeit; 2) Vermeidung des Schädlichen (a — k); 3) Vermeidung des Bösen u. s. w. VII. Vom Steigen und Fallen der Schätze, so wie vom Erscheinen feindseliger Erdgeister, welche dieselben streitig machen 1) der böse Geist der Spielsucht, 2) der böse Geist der Streitsucht, 3) des Geizes und der Habsucht, 4) der Hoffahrt und Verschwendung, 5) der Völlerei. — Gewiß eine ganz zweckmäßige Anlage, aber der Stoff ist zu sehr

zerstückt und zerrissen. Ich glaube, Hebel würde zuerst eine Anweisung zum eigentlichen Schatzgraben in einer ähnlichen Ordnung mit nur hier und da durchblickender Schalkhaftigkeit gegeben und darnach mit wenigen kräftigen Zügen die Thorheit eines solchen Beginnens herausgestellt haben; dann würde erst die Beschreibung und Empfehlung des wahren Schatzgrabens in derselben Ordnung und mit Rückbeziehungen, aber in größerer Kürze, nachgefolgt sein. Hier stehen schon auf der zweiten Seite die Schriftstellen, welche die Schatzgräberei als thörichten Aberglauben und strafbaren Frevel verwerfen und verbieten, und dennoch wird bis ans Ende der Schrift allemal die falsche Schatzgräberei vor der wahren beschrieben. Das macht die Sache fast langweilig. Bei alle dem ist aber der Schrift eine immer weitere Verbreitung zu wünschen; sie wird überall gern gelesen werden und kann manchen Nutzen stiften. Uebrigens erinnert der Verf. auch in der Ausführung nicht selten an Hebel; so ist z. B. Folgendes ganz aus dem Geiste Hebel's: „Man sage nicht: Verständest du diese Kunst, der du dieses schreibst, du würdest das Geheimniß für dich behalten. Hierauf dient zur Antwort: Nützliche Entdeckungen soll Niemand zurückhalten, weil sie zum allgemeinen Glück dienen, und was ist schöner als Andere glücklich machen. Außerdem sind so viele Schätze auf Gottes weiter Welt verborgen, daß Jeder, der nur graben will, zu graben genug findet. Endlich ist jeder Mensch ein geborner Schatzgräber u. s. w."

Meister Traugott Festmanns Leben. Von ihm selbst mitgetheilt und herausgegeben von Jul. Körner, Diac. in Schneeberg. Zwickau, Eigenth. des V. 1841. IV u. 119 S. 8.

Ein bejahrter Handwerksmann erzählt vor einer Anzahl junger Leute seine Lebensgeschichte. Von seinen Eltern ausgesetzt und von seinen Zieheltern in der ersten Jugend sehr schlecht behandelt, wird er von wohlhabenden Leuten an Kindesstatt angenommen und erhält eine gute Erziehung. Als Tischlerlehrling hat er von der Meisterin und noch mehr von seinem boshaften Mitlehrling viel auszustehen; auf der Wanderschaft wird er mehrmals betrogen und bestohlen und kommt sogar, der Fälschung verdächtig, in Untersuchung und Gefängniß. Später verläumdet ihn sein ehemaliger Mitlehrling bei dem Mädchen, mit welchem er sich verlobt hat, und erlangt sogar ihre Hand, aber der Betrüger wird entlarvt und stirbt auf dem Zuchthause. Festmann zieht mit in die Freiheitskriege, läßt sich nach deren Beendigung als Meister in einer kleinen Stadt nieder und heirathet zuletzt noch seine ehemalige Braut, die er jedoch bald durch den Tod verliert. Die spätern Lebensjahre werden ihm erheitert durch seine beiden wohlgerathenen Pflegkinder und die Achtung und Liebe seiner Mitbürger. — Die Erzählung scheint an zwei Hauptgebrechen zu leiden: die Figuren treten meist nicht klar und bestimmt genug hervor und die Hauptperson steht von Anfang bis Ende zu sehr als untadeliges Musterbild da, was dem Interesse großen Abbruch thut. Meister

Festmann hat selbst aus seinen Jünglingsjahren keinen Fehler, keine Uebereilung, keine Thorheit — nicht das Mindeste, was auch einen kleinen Schatten auf ihn werfen könnte, von sich zu berichten; dadurch wird aber ein schattenloses Bild fertig, und erzählt die Hauptperson vollends selbst, so wird die Erzählung, zumal wenn der erste Reiz der Neuheit vorbei ist, fast widerlich. Daß die Griechen ihren Heldengöttern menschliche Schwächen beilegten, mag zum Theil auch aus ihrem ästhetischen Gefühl abzuleiten sein. Welch ein Meister ist der schweizerische Volksschriftsteller, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf schreibt, auch in dieser Beziehung! Man nehme z. B. dessen „Knecht Uli" zur Hand, der als Beispiel hingestellt wird, wie es ein Knecht anfangen müsse, um zu Glück und Wohlstand zu kommen. Es geht ihm sehr hart an, ehe er sich zur Wahl des rechten Weges entschließt und des Kampfes gegen allerlei Thorheiten und Schwächen ist er immer nicht überhoben, ja selbst noch am Schlusse der Erzählung ist er über einen bösen Feind in sich, die Liebe zum Gelde, noch nicht vollständig Herr geworden. Aber wie lieb wird dem Leser dieser Uli, wie gern möchte er ihm rathen, ihn warnen, wenn ihm sein Feind zu schaffen macht, und wie freut er sich, wenn Uli der Gefahr noch glücklich entgeht! Solche Exempel interessiren, belehren und befestigen. — Der zweite Tadel bezieht sich auf die Darstellung. Der Vf. zieht das, was der Leser als Resultat gewinnen und davon tragen soll, gern selbst zusammen und gibt es ihm fertig mit, daher blei-

den sowohl einzelne Züge als ganze Partien dunkel und unbestimmt, die in thätiger Handlung hätten dargestellt werden sollen. Daß Einzelnes ausführlich genug behandelt und wohlgelungen sei, läßt sich nicht leugnen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch hier die Wünsche des Vereinsausschusses hinderlich geworden sind, denn in der zweiten Hälfte des Buchs tritt dieses unerquickliche Abkürzen und Zusammenziehen weit mehr hervor als in der ersten. Jer. Gotthelf hat freilich 22 Bogen gr. 8. zu seinem „Wie Uli der Knecht glücklich wird" gebraucht, und doch blos die Geschichte der Jünglingsjahre desselben erzählt, während unser Vf. wohl schon mit 8 Bogen kl. 8. das gewünschte Maß überschritt. Die Person des Betrügers ist z. B. so im Dunkel gelassen, daß selbst den unerläßlichsten Forderungen der Wahrscheinlichkeit nicht entsprochen wird, und von den Freiheitskriegen hätte lieber gar nichts erzählt werden sollen, wenn nur Raum zu einem so dürftigen allgemeinen Abriß übrig war. Dasselbe gilt von der Einleitung zu den Ereignissen des Jahres 1830. S. 105. — Undeutsch ist S. 106: Es herrscht eine Sitte, das Abweichen von welcher uns Unsegen bringt. Die Geburtsfeier S. 96 f. mit einstudirtem Kindergespräch, erbautem Altar, Niederknieen u. s. w., ist die einzige Sentimentalität, welche man gern beseitigt sähe. Etwas mehr Vorsicht hätte bei der Darstellung religiöser Schwärmerei S. 52 f. angewendet werden können, denn wie leicht wird man selbst von Welt-lich-Gebildeten hierin mißverstanden! Man wird schwerlich im Stande sein, dem gemeinen Mann zu einem

selbständigen Urtheil über die Gränze des lebendigen Bibelglaubens zu verhelfen, sondern wo er solche begeisterte mit den Farben des Morgenlandes umkleidete Ausdrücke der Bibel gebrauchen hört, wird er Schwärmerei vermuthen und wider Willen des Warners unter die steife Decke eines kalten Verstandeschristenthums sich zwängen.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst und ihre Folgen. Eine Vorbereitungsschrift zur vierten Säkularfeier. Von C. L. Schwabe, Diac. in Kaditz bei Dresden. Leipzig, G. Wigand 1840. VI u. 118 S. 8.

Laut der Vorrede ist das Buch „jedem Gebildeten, welcher durch Stand und Beruf gehindert ist, sich mit den Quellen bekannt zu machen und die größeren Werke darüber nachzulesen, besonders auch den Schullehrern" gewidmet; je mehr es daher den Bedürfnissen dieser Leser entgegenkommt, desto weniger eignet es sich für das Volk im Allgemeinen, und da es wahrscheinlich weder vom Verleger noch von dem Vereinsdirectorium als eine eigentliche Volksschrift ausgegeben worden ist, so bedarf es nicht erst eines Beweises, daß die Schrift nur denen empfohlen werden könne, für welche es ursprünglich geschrieben worden ist. Daß aber das Directorium dies bestimmt hätte aussprechen sollen, um Täuschungen auf Seiten der Mitglieder vorzubeugen, läßt sich wohl nicht in Abrede stellen. Die Schrift enthält viele für das Volk unfruchtbare oder ganz unverständliche Gelehrsamkeit, dahin gehören auch viele Namen von Buchdruckern

und Druckwerken, sie setzt, namentlich in dem 27 Seiten einnehmenden Abschnitt „vom Einfluß der Buchdruckerkunst, welcher ihr mit Unrecht zugeschrieben wird und welchen sie wirklich hat" eine ziemliche Bekanntschaft mit der Geschichte voraus, sie ist in der kurzen und bündigen Darstellungsweise eines Lehrbuchs gehalten, das einer weitern Ausführung als Text unterliegen soll, sie gibt, was für das Volk das Wichtigste gewesen sein würde, die Belehrung über das technische Verfahren beim Schriftgießen, Setzen und Drucken und die wichtigsten dahin einschlagenden neueren Erfindungen in einem Anhang von nur 5 Seiten. — Eine Volksschrift über diese und zugleich einige andere Erfindungen ist gewiß sehr zu wünschen.

Gottlieb Köhler, der Rekrut. Von A. A. Zeune. Zwickau, E. d. V. 1842. 73 S. 8.

Gottlieb Köhler, der Soldat. Von A. A. Zeune. Ebendas. 1843. 102 S. 8.

Die erste Schrift ist gegen die nicht seltene Abneigung gegen den Militärdienst gerichtet, die zweite schildert einen tüchtigen Soldaten während seiner sechs Dienstjahre und soll wohl ebenso sehr die gewöhnlichen Vorurtheile widerlegen, als angehende Soldaten zu einer rechten Benutzung ihrer Dienstzeit anleiten. Wer sieht nicht den großen Nutzen solcher Bücher ein! Allein der Vf. der vorliegenden ist der Aufgabe nicht gewachsen. Seine beiden am meisten sichtbaren Schwächen sind, daß er nicht im Stande ist, einen nur einigerma-

ßen wahrscheinlichen Charakter zu bilden und daß er den Stoff nicht frei zu beherrschen versteht; daher verfällt er gewöhnlich in lange, trockne Expositionen und Declamationen, wo vielmehr etwas geschehen, wo die vorzutragende Wahrheit lebendig heraustreten mußte. Es sind dies zwar Schwächen, an welchen die meisten Vereinsschriften leiden, aber hier werden sie dadurch noch mehr fühlbar, daß ein einzelner bestimmt ausgeprägter Stand darzustellen war, während die Individuen aus dem Bürger- und Bauernstande, welche jene Schriften zeichnen, ohnehin häufiger eine allgemeinere, moderne Richtung annehmen. Von Soldaten und Soldatenleben ist zwar immer die Rede, aber fast durchgängig nur im Allgemeinen; dem Eigenthümlichen und Speciellen, was erst wahrhaft interessirt, weicht der Vf. gewöhnlich aus. — Die Anlage der ersten Schrift ist sehr einfach, sie würde eine gute Wirkung haben, wenn die Ausführung mehr gelungen wäre. Ein Bauer will seinen Sohn, durch diesen selbst und seine Mutter veranlaßt, vom Militärdienst loskaufen und das Geld dazu von seinem Gutsherrn borgen. Dieser, ein alter Militär, veranstaltet eine Zusammenkunft bei dem Richter des Dorfes, seinem Kriegskameraden, und läßt den künftigen Rekruten mit seinen Eltern dazu einladen. Der Major, der Richter und der Pastor lenken das Gespräch bald auf den Krieg und den Soldatenstand und die beiden Ersteren erzählen von den Kriegsereignissen und ihrer Theilnahme daran auf eine solche Weise, daß der junge Rekrut ihre eigentliche Absicht nicht merkt, in ihm das Gefühl für Ehre und

die Liebe zum Vaterland rege zu machen. Dies gelingt jedoch vollständig, der Wunsch, durch kräftiges, männliches Wesen der Liebe der Tochter des Richters werth zu werden, wirkt mit, und so wird endlich der Rekrut zu dem freiwilligen Entschluß getrieben, seine Militärpflicht selbst zu erfüllen. Der Inhalt der zweiten Schrift ist natürlich mannichfaltiger. Gottlieb hat sich während seiner 6 Dienstjahre ein Tagebuch gehalten und der Pastor liest dem Major, dem Richter und dem Vater Gottliebs das Wichtigste daraus vor, wobei dann diese häufig Gelegenheit nehmen, ihre Ansichten auszutauschen. Eine solche zusammengesetzte Form ist allerdings geeignet, das Interesse zu erhöhen, aber mit der Erweiterung der Hülfsmittel wird es auch schwieriger, den größeren Anforderungen zu entsprechen, und die zweite Schrift bleibt daher noch hinter der ersten zurück. — Geht man mehr auf das Einzelne ein, so nimmt es Wunder, daß der neunzehnjährige Bauerbursche, die Hauptperson des Buchs, in der ersten Schrift als gar zu albern und kindisch furchtsam dargestellt wird; S. 18 und 19 benimmt er sich einfältig und dummdreist, was vielleicht naiv sein soll. Es ist diese Uebertreibung um so unpassender, da ihn der Richter noch an demselben Tage mit seiner Tochter verlobt. S. 14 freut sich der Richter, „daß der Jüngling ohne Murren sich zurechtweisen läßt; der ist unverdorben, dachte er bei sich und ging froh nach Hause." Er hatte sich nämlich von seiner Mutter gefallen lassen, daß sie ihm Ne und Maul in Nein und Mund corrigirte. S. 28 u. 29 hält ein Soldat einem andern,

den er zu arretiren hat, eine lange Rede. Diese unmilitärische Wortmacherei ist ein Fehler, der sich bei allen Gelegenheiten wiederholt. Daß der Pastor liederliche Geschichten vorliest, ist insofern unpassend, als sie ohne rechten Ernst und Halt geschrieben sind. Der Major, der in beiden Schriften einem gutmüthigen, schwatzhaften Onkel aus einem Kotzebueschen Lustspiel ähnlicher sieht als einem alten braven Krieger, fragt (II. S. 20), ob denn die Mode bis Dato sich erhalten habe, daß jeder Soldat eine sogenannte Freundin habe. Der Pastor antwortet: „Warum sollte sie abgeschafft sein oder überhaupt abgeschafft werden?“ und führt nun aus, wie nützlich beiden Theilen eine solche Bekanntschaft sei. „Ja, wenn das junge Volk so dächte,“ meint der Major, „so würde jeder Regiments-Chef seine Leute mit Freuden an der Seite ihrer Freundinnen wandeln sehen.“ „Leider ist es noch nicht so,“ versetzt der Pastor, „aber mit Gottes Hülfe wird es auch dahin kommen.“ Vor 50 Jahren würde man eher Himmels Einfall geglaubt haben als die Prophezeiung vom Militär unserer Tage; es verdanke diese erfreuliche Aenderung der vorgeschrittenen Sittlichkeit. Nun kommt der Pastor auf die Putzsucht: sie habe jetzt ihre höchste Stufe erreicht und ein Rückschritt sei, da sie sich bis zum Ekel überladen habe, unvermeidlich; dennoch will er (der Pastor) Gott bitten, daß er die Kleiderordnungen wieder einführen lasse. Gefährlich ist der mit gesperrter Schrift gedruckte Satz S. 33: „Eine Tugend, welche niemals versucht wurde, ist keine Tugend, der nach schwerem Kampfe errungene

Sieg über das Laster ist eine glänzendere Krone als ein makelloses Leben;" der Vf. versteht den Sinn dieses Hauptsatzes der christlichen Moral gar nicht. Das Gespräch eines Vaters mit seiner Tochter S. 38 ff. ist ganz modern-verschroben, sie muß noch dazu über ihre Neigungen sich aussprechen im Beisein eines ihr ganz fremden jungen Mannes. S. 49. „Man darf die feinen Nerven, welche die Eindrücke von Außen her zum Gehirn führen, damit wir sie begreifen, nicht durch Uebermaß im Genuß schwächen (der Genuß des Branntweins und die verschleuderte Manneskraft in feiler Wollust verächtlichen Schoos)." Um dies zu beweisen, muß ein alter Mann auf der Heimkehr in das Dorf, in welchem er seit langen Jahren wohnt, plötzlich rufen: „Horch auf! ob nicht hier in der Nähe ein Bächlein rieselt und plätschert!" und bei genauer Untersuchung bestätigt sich das zum Erstaunen seines Begleiters. Das Gedicht von H. Heine S. 52 hat sehr wenig poetischen Werth, christlichen noch weniger, aber der Vf. sagt, es verdiene im Munde „jedes" Volks zu leben. Ebenfalls unbedeutend ist das Soldatenlied S. 56. Wahrscheinlich vom Vf. selbst sind die Reime S. 81.

„Hüte dich, gering zu schätzen,
Wenn du im Glück bist, irgend einen Mann;
Du sündigst schwer damit, und Gott, er kann
Fügen, daß, um auszuwetzen
Die Unbill, dir das Unglück hanget an u. s. w."

S. 70 f. schwatzt ein Vater seinem liederlichen Sohne gegenüber auf eine ganz sinnlose Weise über nichts als

falsche Scham, während der Sohn unmittelbar vorher bewiesen hat, daß er keine habe. Um ihn zum Aufgeben derselben zu bewegen, heißt es: „Erhebe den Blick über die Menschheit hinweg zum Himmel hinauf, und die Menschen werden dir winzigklein vorkommen. Wer sind sie denn, vor denen du bessere Gefühle verbirgst? (die Sache wird nämlich vor dem ganzen Officiercorps verhandelt.) Sie Alle sind Kinder dieser Erde! Wer steht so rein da, daß er sagen dürfe: ich bin fromm, ich bin schuldlos?" Ist dies dem Geiste und Sinne des Soldaten und der militärischen Disciplin entsprechend? Endlich erweicht der Vater den Sohn noch dadurch, daß er ihm ganz wie einem kleinen Kinde abfragt, was der Zöllner im Evangelium gesagt und gethan habe. Gegen Ende seiner Dienstjahre ist Gottfried bis zum Sergeanten aufgerückt, obgleich ihm das ganze erste Jahr durch Liederlichkeit verloren ging. — Was mag sich nur der Vf. unter „wissenschaftlicher Bildung" denken, da er seine Unterofficiere so viel davon reden läßt! S. 86. „Gottliebs Geist war so ausgebildet, daß er endlich ein wissenschaftliches Gespräch mit Männern von gediegenen Kenntnissen nicht zu scheuen hatte. Er wußte außer den gewöhnlichsten Gegenständen der Lehrstunden der Unterofficiere auch Erdkunde, Naturgeschichte, Mathematik, Algebra, und hatte es sogar in seinen Ansichten über die Verhältnisse des einzelnen Staatsbürgers zum Gesammtverein bis zu einer Staunen erregenden Klarheit gebracht," vergl. S. 76. u. 89. Spashaft ist's, wie der Verf. S. 87 den Satz: „ich weiß, daß ich nichts

weiß“ versteht und erklärt. Gegen Ende der Schrift wird der Sergeant sentimental, redet von „des frommen Glaubens entzückendem Naß“ und bekehrt einen seiner ungläubigen Kameraden durch seine Beredsamkeit. „Er schwieg, und Alle umher hingen sprachlos an seinem Munde.“ Einige Stellen aus dieser Rede: „In vergangener Nacht wurde ich im Schlafe gestört, ich weiß nicht, von welchem Geräusch. Da prüfte ich denn mein Leben bis zur Stunde, und meine Seele nahm einen himmelhohen Flug wie noch niemals, mein Herz zerfloß in Dankesthränen gegen den da droben, welcher mich so wunderbar geführt bis zu der Stufe, auf der ich jetzt stehe. Sie ist beneidenswerth, denn ich genieße die Achtung meiner Vorgesetzten u. s. w. Hin zu ihm! rief eine freundlich mahnende Stimme in mir, hin zu ihm, der so Großes an dir gethan u. s. w. Soll ich an dem Versuch, Ihnen mein Empfinden zu schildern, scheitern? Nein, ich sage nichts davon; es wäre Vermessenheit. Aber ich entschlummerte mit dem Gedanken an die nächste und innigste Vereinigung mit dem Erlöser der Menschen, und goldene, rosige Traume führten meinen Geist in die lichten Räume der seligen Geister. Himmelsblumen sah ich im blendenden Sternenglanze blühen, sich freundlich und freudig meinem Geiste zuneigen, ich hörte der Seraphim göttliche Hymnen durch die unermessenen Räume der Ewigkeit wie Schalmeienton und Harfenklang verklingen, der Cherubim donnerndes Hallelujah! machte den Himmel erbeben und im flammenden Sonnenball erhob sich die Majestät des

Kreuzes. — Stummes Erstaunen fesselte den Athem in der Zuhörer Brust, und von Süden her rollte der Donner. Da legte Gottlieb seine Hand auf den Arm des leichtfertigen Bertram: Hören Sie den Donner? Wissen Sie nicht auch, daß u. s. w."

Das Dörfchen am Walde. Erzählung in sieben Abschnitten von C. Panse. 2. Aufl. Weimar, Hofbuchdr. 1842. 172 S. 8.

Die Liebesgeschichte, welche den Inhalt dieser Schrift bildet, tritt wesentlicher hervor und die Erzählung steht überhaupt dem Roman näher als in den übrigen Vereinsschriften (nur etwa Körners Johanna ausgenommen), was weniger zu tadeln sein würde, wenn nicht so zahlreiche Verbesserungsvorschläge, oft ziemlich gezwungen, eingeflochten wären. Sie sind allemal in demselben Grade unpassend, als die Geschichte das Interesse des Lesers in Anspruch nimmt. Ob die Wahl der Hauptperson in dem Bruder eines hingerichteten Raubmörders eine glückliche zu nennen sei, möchte sehr zu bezweifeln sein, zumal da alle Partien der Erzählung in Beziehung auf dieses Unglück der Familie stehen. Ehe wir daran denken dürfen, die Vorurtheile des Volks gegen solche Familien zu zerstören, müßten Berge geebnet worden sein, auf denen wir jetzt noch Alle mit Hab und Gut stehen. Die erste Nebenperson, der Schulze des Dorfes, ist ein so reines Ideal eines edeln, weisen Mannes und redet so schön, daß es kein Tugendheld im Drama

schöner machen könnte. Ich hoffe, viele Leser finden dies unausstehlich, zumal da außer ihm und der Hauptperson noch ein dritter, der Förster, ebenso fleckenlos vortrefflich und redebegabt ist. Wachsfiguren mit Schnurrbärten machen einen widerlichen Eindruck. Daß nun die Erzählung innerhalb der vom Stande der handelnden Personen gesetzten Schranken sich bewege, und nach bäuerlichen Grundsätzen und Gewohnheiten gedacht und gehandelt werde, wird Niemand mehr erwarten. Unter allen Schriften des Vereins stimmt dieses Buch den höchsten — vornehmsten Ton an. Nach Romansart sind viele Raisonnements eingeflochten, die scheinbar neue, tiefe Gedanken interessant behandeln, aber es ist fast Alles ungesundes Zeug. Der Vf. verrenkt und verzerrt die Gedanken und modificirt sie gewöhnlich so, daß sie ihre Klarheit, Kraft und Frische verlieren; dem Landmann gebe man doch ja Alles in der einfachsten, natürlichsten Form. Einige Beispiele mögen diese Urtheile belegen; ob der Vf. nicht auch hier und da in Widerspruch mit der Grundanschauungsweise des Christenthums trete, sei dem Urtheil des Lesers anheim gegeben! S. 13. „Ich kann das Mitleid nicht bezwingen, vergesse die Verbrechen und sehe in dem Verbrecher nur ein Wesen Meinesgleichen, das ebenso gern noch leben möchte wie ich." „Das ist wohl das gewöhnliche Gefühl, was uns Menschen Theilnahme an einem solchen Unglücklichen einflößt, aber es ist das rechte nicht, es ist ein weichliches, aus der Selbstsucht entsprungenes. Was sollte aus uns, was aus unserem Eigenthume, was

aus Recht und Tugend werden, wenn u. s. w." — Nun, das ist ja eben Selbstsucht! Welches das rechte Gefühl sei, wird im Folgenden nicht gesagt, es heißt nur, zum Bestehen der Gesellschaft sei ein Schreckmittel nöthig, das tief in die Seele, besonders die jugendliche sich einpräge. S. 14. „Ich nahm meine Tochter mit, um ihr eine nützliche Einsicht in die Milchwirthschaft zu gewähren." S. 16. „Der Fremde hat in dem Verbrecher etwas gesehen, was eine Ahnung aus den Zeiten der Kinderspiele gerechtfertigt hat." S. 37 über die Frage, wie weit man sich den Vorurtheilen Anderer zu accommodiren habe: „Nur dann würde ich die Meinung der Menschen gering achten, wenn das Uebel, das aus einer zu ängstlichen Rücksicht entspränge, größer wäre als der Vortheil, den sie mir verheißen könnte, oder wenn ich meine Ueberzeugung von Recht und Pflicht verleugnen müßte, um gewissen Vorurtheilen nachzugeben, selbst in Fällen, wo diese Vorurtheile auch ihre guten Seiten haben möchten." S. 63. „Die Ehe ist ein immerwährendes Selbstvergessen und doch nie ein Selbstverlieren, ein Schaffen und Wirken mitten in der ewig wiederkehrenden Zerstörung des Tags; sie ist eine Verkörperung jener geistigen Vereinigung, in welche einmal nach meiner Ansicht (!) alle Wesen höherer Art (?), entkleidet von jeder sinnlichen Beimischung, mehr und mehr eintreten werden." S. 71 f. „In gewissen Verhältnissen machen die Frauen, so wenig sie sonst sich zusammenfinden mögen, gern Partei, wenn es gilt, ein gemeinsames weibliches Interesse gegen die Männer zu

vertheidigen; ein dunkles Gefühl scheint ihnen den Rath zu geben, durch Menge zu ersetzen, was Jeder einzeln an Kraft abgeht. Diesen Instinkt der Vereinigung haben die Menschen im Allgemeinen bei dem Anblicke eines gewaltsamen, großen Geschickes." (Der Leser erwartet einen andern Schluß; wie oben die weiblichen Interessen gemeinsam sind, so mußte hier von dem Zusammenhalten der Unglücklichen untereinander gesprochen werden. Da aber dieser Gedanke zu den dort vorliegenden Verhältnissen nicht paßt, so war der erste Satz zu verändern oder lieber ganz zu entfernen, denn was soll hier mitten in der sehr ernsten Verwickelung ein fast scherzhafter Ausfall auf die Frauen!) „Es ist nicht blos Mitleid, was zum Beistande aufregt, auch nicht allein Grundsatz der Religion, der ihn befiehlt, es ist das Bedürfniß der Schwäche einer unverhältnißmäßigen Macht gegenüber." (Was ist diese Macht? Solche Abstractionen gehören nimmermehr in Volksschriften. Wenn es sich etwas dabei denkt, so ist es gewiß etwas Unchristliches.) „Unstreitig war es dieses Gefühl, was den Förster mitten in den heftigsten Erschütterungen aufrecht erhielt," (der Christ steht bei seiner Theilnahme für die Brüder „unstreitig" auf einem ganz andern Boden als Wespen, Hornissen u. s. w.) „und ihm trotz der augenscheinlichen Störung seines körperlichen Wohlseins jene Ruhe der Ueberlegung und des Handelns bewahrte, welche Eigenthum ungewöhnlicher Charaktere zu sein pflegt" (soll das heißen, daß in ungewöhnlichen Charakteren jenes Bedürfniß der Schwäche nicht vorhanden sei oder

soll der Förster ein solcher Charakter sein?) „und vor Allem (?) geeignet ist, dem Menschen die geistige Herrschaft über die Umstände zu erhalten.“ So matt, schwebend und unbestimmt sind fast alle Raisonnements. Die Vornehmeren sind durch ihr Viellesen daran gewöhnt, sich an den Schall der Worte zu halten, aber der Landmann nimmt an jeder Unklarheit Anstoß. Es braucht zwar für ihn keineswegs Alles klar und durchsichtig zu sein; im Gegentheil: tiefe Gedanken ziehen ihn an und fördern ihn sehr; aber diese Gedanken müssen doch wenigstens eine streng-logische Form haben. Dann faßt er, zwar ohne ganz bewußtvolle Benutzung der Mittelglieder, aber doch allein mit ihrer Hülfe den hingestellten Gedanken fast instinktartig, und erweitert ihn nun erst. — 147. „Es käme nur darauf an, über manche Dinge Erfahrungen und Kenntnisse zu benutzen, wie sie anderwärts mit Vortheil gelernt und angewendet werden.“ S. 154. „Bisweilen drückt auch den starken, lebensmuthigen Menschen eine Schwüle des Mißgeschicks und des Kummers nieder, daß er selbst die nächsten Mittel sich wieder empor zu heben, kaum zu erkennen und zu ergreifen vermag, und erst die Steigerung eines solchen Zustandes gibt ihm die Schwungkraft zurück. Wie es auch nun geschehe, ob er versuche die Last der Umstände oder der Schuld abzuwerfen, oder ob er sich entschließe, die unabänderlichen wie ein Mann zu tragen und zu büßen: in beiden Fällen wird er jene menschliche Würde wieder empfinden, die ihn vor sich selber größer erscheinen läßt, als die Uebel, welche

in den engen Zeitraum des irdischen Daseins eingeschlossen sind." Wenn das nicht modernes Heidenthum ist, so war das alte Heidenthum pures Christenthum. — In ein sonderbares Mißverhältniß zu den geistreichen Luftsprüngen des Vfs. stellen sich die häufigen geistlosen Epitheta z. B. S. 18 der Knecht war beschäftigt, den reinlichen Hafer abzumessen und den beiden gutgenährten thüringischen Hengsten vorzuschütten, während die wohlverwahrte Laterne im Stalle aufgehängt war. S. 19. Die Pferde ergötzten sich an dem gesunden Futter. S. 20. Margaretha war bemüht, die wohlschmeckende Butter und die sorglich gereinigten Käse in den Korb zu packen. S. 22. Das Dorf stand wegen der schmackhaften, vortrefflichen Butter und des mundenden Käses in Achtung. S. 20 sie eilte nach den saubern Ställen. S. 22. Der reinliche Stall. S. 38. Die wohlgetünchten Stuben waren gesäubert, die gescheuerten weißen Dielen schimmerten.

Die Thierfreünde, oder: **„der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes."** Zwickau, Eigenth. des Ver. 1842. 61 S. 8.

Etwas unbarmherzig Langweiligeres als diese Thierfreunde kann es kaum geben. Die Erzählung, wie in einem Dorfe nach und nach das Unrecht der Thierquälerei erkannt und durch umsichtiges Entgegenwirken endlich fast verhütet wurde, ist recht gut gemeint und gegen die allgemeine Anlage nichts einzuwenden, aber die Monotonie der handwerksmäßigen Verarbeitung und die unglückselige Unermüdlichkeit, dem Leser zu jeder Klei-

nigkeit, die erzählt wird, auch die Beurtheilung fertig mitzugeben, muß dem geduldigsten Leser diese Lectüre zu einer Qual machen. Vorzüglich viel macht sich der Vf. mit sokratischen Entwickelungen zu schaffen; dafür ein Beispiel! Ein als sehr verständig geschilderter Bauer, der in seinem Hause bereits aller Thierquälerei eifrig entgegen arbeitet, hat als zum Ziel führend vorgeschlagen, man möge von Seiten der Obrigkeit mit der größten Strenge dagegen einschreiten. Wie man ihm aber entgegnet, daß auf diesem Wege eine durchgreifende Verbesserung nicht zu erwarten stehe, will ihm beinahe der Muth sinken. Da nimmt der Pfarrer das Wort: „Soll das Gartenbeet von Unkraut rein werden, so muß das Unkraut sammt der Wurzel herausgerissen werden. Oder curirte neulich, als Ihr an heftigen Kopfschmerzen littet, Euer Arzt ohne Weiteres auf den Kopf los? Was sagte er denn zu Euch?" „Nun, antwortete M., er meinte, er werde die, wie ihm scheine, gestörte Verdauung wieder in Ordnung bringen müssen, und es ist wahr, als dies geschehen war, wurde ich sogleich wieder gesund." „Er suchte also, fuhr der Pfarrer fort, zuvörderst die Ursache der Krankheit zu beseitigen. So muß es auch mit den Fehlern der Menschen gemacht werden u. s. w." 13 Zeilen tiefer: „So verhält es sich — wie Ihr für jetzt wenigstens errathen werdet — auch mit der Thierquälerei." Gewiß ächt sokratisch! Der Vf. ist also ein Schulmeister, und zwar ein ächter Dinterianer. Mit derselben Kunst wird im Folgenden aus dem Manne herausgelockt, woher die Thierquälerei rühre,

indem der Pfarrer fragt: „Um Euch wieder an Eure Krankheit zu erinnern, was that denn der Arzt, als Ihr ihm Eure Noth geklagt hattet und er vorläufig geäußert hatte, welcher Weg wohl einzuschlagen sein würde?'" „Da fragte er mich ganz genau nach der Beschaffenheit meines Leibes, meiner Lebensweise, meinem Befinden von Kindesbeinen an, so wie am genauesten nach dem, was ich in den letzten Tagen gethan und erfahren hätte u. s. w." Diese Destillir- und Filtrirkunst mag gelobt werden wie sie will, für den deutschen Bauer taugt sie nicht. Eine kurze, gedankenreiche Schreibart, bei der auch die Phantasie nicht leer ausgeht, ist für diesen die einzig rechte. Einigemal macht zwar der Vf. den Versuch, das dürre Feld der wohlberechneten Belehrung zu verlassen und sich etwas freier zu bewegen, aber dann fällt er in einen Ton, der dem Landmanne fremd ist und fremd bleiben sollte; so z. B. S. 33 f., wo ein kleiner Junge seinen Vater so tief rührt, daß dieser ganz vornehm-sentimental wird. Recht müßig ist das „auch" im Bibelspruch des Titels und mindestens sehr störend die durchgeführte Verwandlung des Diphthongen **eu** in **eü**, welche die Redaction nicht hätte gestatten sollen. *)

---

*) Grund dieser Schreibweise ist jedenfalls die Meinung, das Zeichen **eu** entspreche dem Laute nicht, welchen es ausdrücken soll, allein das Zeichen **eü** entspricht ihm ebensowenig, denn die sogen. Doppellaute sind nie 2 Vokale (wie diese Neuerer annehmen), sondern entstehen durch eine allmählige Veränderung einer Mundstellung in eine andere,

Johanna, oder die Macht frommer Weiblichkeit. Von Jul. Körner, Diac. in Schneeberg. Chemnitz und Schneeberg, Br. Fr. Gödsche, Sohn. 1843. IV u. 128 S. 8.

Es würde schwerlich Jemand eingefallen sein, diese Schrift eine Volksschrift zu nennen, wenn nicht der

---

wobei natürlich die zwischen beiden liegenden Stellungen nicht übersprungen werden können. So sind die Haupttöne, durch welche der Laut **eu** führt, etwa **a, ae, ö, ü.** Wenn man sich daher einmal über ein in der Schrift zu gebrauchendes abgekürztes Zeichen vereinigen muß, so ist kein Grund abzusehen, warum an die Stelle des bisher geführten ein anderes gesetzt werden soll, zumal wenn man nicht ein neues Zeichen erfindet, sondern die schon gebrauchten Buchstaben benutzt. Wie wenig aber unser Vf. der Mann ist, eine Verbesserung einzuführen, zeigt er in der lächerlichen Inconsequenz, daß er das völlig gleichlautende **äu** nicht auch **äü** oder **aü** schreibt. Uebrigens liegt der recipirten Schreibweise ein sehr richtiger Grund unter: das Umlautszeichen über dem **a** in **äu** bedeutet eine Veränderung des ganzen Lauts und würde eigentlich in die Mitte zwischen beide Buchstaben zu setzen sein; thut man das nicht, so muß dem Auge die nöthige Veränderung der Aussprache am Anfange des Zeichens angedeutet werden. Bei **eu** war eine solche Andeutung nicht nöthig, weil keine Verwechselung stattfinden kann. Vielleicht erweist sich alles Ueberflüssige nirgends so augenscheinlich als schädlich, wie in der Schrift. — Ganz besonders schädlich wird diese Schreibweise in Elementarschulen, wo die Lehrer in der Meinung, diese Diphthongen beständen aus den angegebenen zwei reinen Lauten, diese Schreibart entweder ohne Weiteres einführen, oder doch beide Diphthongen ganz rein als **e — ü**

Verf. in der Vorrede dieselbe als solche bezeichnet hätte. Wie in aller Welt mag er es nur anfangen, daß er seine Schrift mit einem Schein des Rechts über den gemeinen Troß der leichteren Unterhaltungsliteratur von A bis Z stellt! Oder, wenn er etwa keine höhern Ansprüche macht, wie will er die unnütze Vermehrung dieser Schriften, wie die Verschwendung von Zeit und Kraft rechtfertigen? Wahrscheinlich hat der Verein eine Anzahl von Exemplaren zur Vertheilung an seine städtischen Leser gekauft; wir werden sehen, ob er wohl daran gethan habe. Nahm er beim Ankauf schon vorhandener Schriften an deren zu hohem Preis Anstoß, so dient zur Antwort, daß wahrscheinlich jeder andere Verleger von für angemessen befundenen Schriften einen Abdruck auf grauem Druckpapier veranstaltet haben würde. Die Schrift ist ein Non-plus-ultra von moderner Verweichlichung und Gefühlsüberreizung. Romane schaden dem Volk weit weniger als solche Schriften, welche eine diesen ganz ähnliche Anlage haben, und nur dadurch von ersteren sich unterscheiden, daß sie den Stoff aus 3 Bänden in 100 Seiten zusammenziehen, daß sie durchgängig eine das unpoetische tägliche Leben vergeistigende Auffassung des Leben (welche der Roman wenigstens haben soll), die psychologischen Ausführungen und

---

aussprechen lassen. Solche Kinder lernen die Diphthongen nie richtig aussprechen und ihre Leseübungen beleidigen das Ohr. Merkwürdig, daß Zoller diese voreilige Neuerung in ganz Würtemberg durch die Landesfibel einführen durfte.

Begründungen wegfallen lassen und nichts weiter geben, als einen dürftigen überall unbegründeten Abriß der geschichtlichen Entwickelung, dafür aber dem Leser die rührenden Liebesscenen recht ausführlich vormalen. Die Hauptperson ist hier ein Bauermädchen, das aber nicht das mindeste Bäuerliche an sich hat; sie empfindet eben so fein und zart wie die Heldinnen des Romans aus den vornehmsten Ständen, sie verschmäht die aufrichtigste, langgenährte Liebe eines reichen jungen Mannes in alleiniger Rücksicht auf den ungleichen Stand; aus Liebe zu ihm entschließt sie sich zu einem einsiedlerischen Leben mit der einzigen Aufgabe, der Erziehung eines Knaben sich zu widmen, dem er das Leben gerettet. Ihr Geliebter verliert aber vor Ablauf zweier Jahre Alles, nnd will sie vor seiner Abreise nach Algier nur noch einmal sehen; da kommt nun die Reihe an ihn, ihre Hand und das Theilhaben an ihrem kleinen aber ausreichenden Besitzthum zu verschmähen. Er flieht sie heimlich, wird aber nur einige Meilen von ihr entfernt krank. Sie eilt zu ihm, pflegt ihn und sie verbinden sich. Jetzt hat der junge Mann nur noch einen Kummer: daß ihn sein alter sonst so treuer Diener seit dem Ausbruche seines Unglücks verlassen hat; doch auch dieser kommt zurück und legt 10,000 Thaler als noch gerettetes Eigenthum in seine Hände. Es hat damit folgende Bewandtniß: Der junge Mann hatte sich bei einem großen Fabrikunternehmen betheiligt, sein Associé war aber schon bei seinem Eintritt dem Bankerott nahe gewesen, und flüchtete später vor Ausbruch desselben mit

einer bedeutenden Summe. Der treue Diener ereilt ihn in Hamburg, und zwingt ihn mit der Pistole in der Hand zur Herausgabe obiger Summe. Was die Gläubiger zu diesem Diebstahl gesagt haben, wird nicht angemerkt; er wird nur vollkommen gebilligt und das fromme Paar hat nicht die mindesten Gewissensscrupel darüber. Sie übernehmen eine große Pachtung und die letzten 10 Seiten schildern ihr glückliches, an Liebe und Wohlthun reiches Leben mit Einstreuung verschiedener ökonomischer Recepte. Worin hier die fromme Weiblichkeit, die geschildert worden sein soll, liegt, weiß ich nicht. Ich finde an dieser Puppe weder wahre Frömmigkeit noch Weiblichkeit. Es ist keineswegs nothwendig, daß Volksschriften sich mit der Schilderung des Volkslebens beschäftigen, recht gut, wenn sie auch andere Stände zum Gegenstand ihrer Darstellungen machen, aber der allgemeine Standpunkt, von welchem aus solche Schilderungen entworfen werden, muß doch gewiß der des Volkes sein, wenn sie wahrhaft verstanden, genossen und benutzt werden sollen. Aber in dieser Schrift ist nicht die leiseste Spur einer solchen Rücksicht zu erkennen. — Behauptet man hingegen, die Schrift sei nicht für Landleute bestimmt, sondern für Städtebewohner, deren sich bekanntlich eine große Zahl dem Verein angeschlossen hat, so frage ich: Was für Maßregeln hat der Verein getroffen, daß das Buch nicht in die Hände von Landleuten komme? Oder hält sich die Schrift auch nur einigermaßen auf dem Standpunkte des städtischen Handarbeiters? Bis dies wird nach-

gewiesen worden sein, muß ich die Schrift für beiden Leserklassen völlig fremdartig und wegen ihres süßen, jüngere Leute anziehenden Gifts selbst für gefährlich halten. Ich wiederhole: Das Lesen eines Romans wird bei weitem nicht so viel schaden als das solcher Bücher; dort gibt das Anschaun von Idealen vielleicht einen poetischen Genuß, hier werden Bruchstücke von Ereignissen und Personen des Romans unmittelbar in das tägliche Leben hineingezogen und vergiften oder tödten die segensvolle Kraft einer einfach und natürlich sich entwickelnden Volksgesittung. Der Vf. sagt in der Vorrede: „Oft sind Erzählungen, die nur auf Einschärfung gewisser Wahrheiten berechnet sind, langweilig, man fühlt die Richtigkeit jenes Wortes unsers großen Dichters: man merkt die Absicht und man ist verstimmt. Volksschriften sollen doch auch Urtheil und Geschmack bilden." An diesen zum Ekel übereinandergehäuften Liebesscenen soll sich das Urtheil und der Geschmack des Volks bilden? Ich will neben das Wort des Dichters ein Bibelwort setzen: Wehe den Schriftgelehrten, die unrechte Gesetze machen und die unrechtes Urtheil schreiben.

Glaubens-Leben, Glaubens-Muth und Glaubens-Treue aus der Geschichte der christlichen Kirche. 1. Heft. Zwickau, Eigenthum des Vereins. 1842. 51 S. 8.

Der Vf. schreibt anonym, er muß wohl seine Gründe dafür haben. Ob er den Verein seines Namens, oder seinen Namen — seine Schrift — des Vereins

nicht werth findet? Wir sind entschieden der letzteren Meinung. Etwas Verkehrteres kann es doch wahrhaftig kaum geben, als Biographien von Christen der ersten christlichen Jahrhunderte schreiben zu wollen, während man alle Wundererzählungen der Legende wie tödtliches Gift flieht; denn das, was allenfalls noch als historische Wahrheit hingestellt werden kann, verhält sich ja zur Legende wie die Trähern zum Wein. Und daran soll sich das Volk laben und erquicken, das verkündigt der Verf. mit einer Salbung und Begeisterung, als führte er den Leser im Himmel spazieren! — Die Kapitelüberschriften sind folgende: 1) Die heilige Schrift ein theuer erkauftes Gut. 2) Die Darstellung der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts begonnen in der heiligen Schrift, ist fortgesetzt in der Religionsgeschichte. 3) Johannes und Maria. 4) Johannes in Kleinasien. 5) Johannes und Domitian. 6) Der verlorne Sohn. 7) Hingang des Johannes. 8) Ignatius in Antiochien. 9) Ignatius als Märtyrer. 10) Polycarp. 11) Das Christenthum und die Frauen. 12) Perpetua. 13) Diocletians Verfolgung. 14) Konstantin. 15) Theodosius. — Obgleich der Verf. ein scharfer Jäger der Wahrheit und Wirklichkeit ist (nur das Kreuz Constantins ist erwähnt, aber natürlich mit dem Zusatze: „in welchem er sogar die Worte zu lesen meinte ic."), so zieht sich doch Weichlichkeit und Unklarheit unverkennbar durch das ganze Buch. Im Predigen ist er unter allen Vereinsschriftstellern der eifrigste, nur hier und da taucht einmal ein historisches Datum auf, wird aber allemal

schnell von den Wogen der Beredtsamkeit wieder bedeckt und begraben. Ganz falsch wird schon Maria aufgefaßt, wenn ihr das Bedürfniß des Trostes über den Verlust ihres Sohnes in so hohem Grade zugeschrieben wird, wie S. 9 und 10 geschieht, wo es unter anderem heißt: „Ach es ist ja so zart zu behandeln, ein Mutterherz, das sich in dem Kummer um ein edles Kind verblutet. — — Dem Johannes hatte der Heiland geboten, zu leben für ihn, zu leben (?) und zu lieben die Schmerzensmutter, welche ihrem theuren Sohne nachweinte. — — Nach 11 Jahren des Schmerzes brach das Auge Mariens" u. s. w. Ganz am unrechten Orte steht S. 22 bei der Erwähnung, daß die Abnahme der geistigen (?) Kraft dem Johannes in seinem hohen Alter das Halten zusammenhängender Vorträge unmöglich gemacht habe, eine lange Predigt darüber, daß die Kräfte des Geistes und die Gabe der Rede nicht immer bis zum Grabe bleiben, und doch so oft gemißbraucht werden. Ein ähnlicher Mißgriff S. 25. Sonderbar wird S. 33 über die Thaten und Verdienste der Frauen gesprochen. — Ob es jetzt schon an der Zeit sei, dem Volk Legenden in die Hände zu geben, läßt sich freilich noch in Zweifel ziehen, denn wo das Volk noch nicht fähig ist, den poetischen Werth dieser Dichtungen aufzufassen, da werden die Legenden vielleicht eben so schädlich werden, als ehemals, wo man zwischen historischer Wahrheit und frommer Dichtung keinen Unterschied kannte.

Wie die arme Gertrud ihre Kinder leiblich und geistlich erzog. Von Gustav Nieritz. Zwickau, Richter. 1841. 136 S. 8.

Es ist diesem Buche die Auszeichnung zu Theil geworden, das erste zu sein, welches vom Verein angekauft wurde; vielfach hat man darnach verlangt, Zweigvereine haben den Beschluß gefaßt, auf dessen Verbreitung vorzüglich Bedacht zu nehmen, und doch verdient es alle diese Ehre unter allen Schriften des Vereins bei weitem am wenigsten. Eine etwas ausführlichere Beurtheilung wird hoffentlich jeden unbefangenen Leser davon überzeugen.

Die Anlage des Buchs ist folgende: Gertrud ist die Frau des Maurergesellen Engelmann in Loschwitz bei Dresden, ihre Kinder sind Therese 12, Georg 11, Hermann 5, Luise ½ Jahr alt. Nach langem vergeblichen Warten findet Gertrud eines Abends ihren Mann betrunken im Gebüsch an der Elbe liegen; zum ersten Male hat er sich verleiten lassen, seinen Wochenlohn in der Stadt im Spiel und Trunk zu vergeuden. Die sanften Vorwürfe seiner Frau weist er am nächsten Tage mit Härte zurück, und kommt den folgenden Sonnabend wieder betrunken und ohne Wochenlohn nach Hause. Zwar ermannt er sich wieder, aber der Spott und Hohn des Verführers vernichtet Alles; und da endlich Gertrud eines Sonntags nur noch ein sehr kärgliches Mittagsmahl ihm vorsetzen kann, mißhandelt er Weib und Kind auf das grausamste und sinkt von Woche zu Woche immer tiefer, bis ein Sturz

vom Baugerüste, durch seine Trunkenheit herbeigeführt, seinem Leben ein Ende macht. Weib und Kinder kommen gerade noch zeitig genug, ihm ihre Verzeihung zu versichern (S. 48). Schon einige Wochen früher hatte ein Magister aus Dresden auf einem Spaziergang die Familie kennen gelernt und besonderes Interesse an ihr genommen; er gibt nun der Wittwe den Rath, mit ihren Kindern in die Stadt zu ziehen, weil sich da mehr Gelegenheit zum Erwerb darbiete und sein Vorschlag wird befolgt. Gertrud unterhält sich und die Ihrigen in der Stadt durch allerlei Arbeit, vorzüglich durch Waschen und Platten, und hat nicht Ursache, ihren Umzug zu bedauern. Ihr treuer Freund wird der Magister, der zufällig in demselben Hause wohnt, in welches sie gezogen ist. Er besucht sie oft, unterstützt sie mit Rath und That, geht mit ihr und den Kindern spazieren, wartet das jüngste Kind, wenn Gertrud abwesend sein muß u. s. w. (— S. 117.) So vergehen 6 Jahre; Therese, nun 17 Jahr alt, lernt das Schneidern, Georg schreibt bei einem Advocaten, Hermann besucht die Bürgerschule, Lieschen aber ist gerade jetzt gefährlich krank. Lange Jahre hatte der Magister auf die Erlangung eines geistlichen Amtes vergeblich gewartet, endlich erhält er nun vom Magistrat die Ernennung zum Hospitalinspector, und will bei Verkündigung dieser freudigen Nachricht zugleich um Gertruds Hand anhalten; aber Gertrud sitzt neben der Leiche ihres Kindes und wird von theilnehmenden Nachbarsleuten obendrein benachrichtigt, daß Georg an einem öffentlichen Ort um hohe

Summen spiele. Dahin begiebt sie sich sogleich, sie gewinnt das Herz ihres Sohnes wieder, ist entschlossen mit dem schwersten Opfer die dem Advocaten gehörige, nun verspielte Summe aufzubringen und kehrt mit Georg nach Hause zurück. Hier hat unterdessen ein Arzt Lieschen ins Leben zurückgerufen, und nach einigem Widerstreben entschließt sich Gertrud, Stiftsinspectorin zu werden.

Schon gegen diesen Plan der Geschichte ist Vieles einzuwenden. Dem Titel nach soll das Buch Müttern aus niedern Ständen zeigen, wie sie ihre Kinder leiblich und geistlich zu erziehen haben, allein zu diesem Zwecke hätten (um jetzt andere Uebelstände zu verschweigen) die äußern Verhältnisse und Schicksale der Familie weit einfacher und dem gewöhnlichen Lebensgange entsprechender sein müssen. Daß die äußerliche Noth, mit welcher die Familie zu kämpfen hat, durch das Laster des Vaters herbeigeführt worden, und daß die Erziehung der Kinder durch den Verlust der Achtung gegen ihren Vater sehr erschwert wird, sind Ausnahmen; auf Ausnahmen wird man aber nimmermehr die ersten Belehrungen gründen. Nicht besser wird's später, wo die Stelle des Vaters ganz fehlt. Ein anderer völlig unerklärlicher Fehler ist die Translocation der Familie in die Stadt, wodurch für die bäuerlichen Leser alle Application verloren geht. Die städtische Lebensart ist der ganzen Familie sogleich so geläufig, als ob sie nie unter andern Verhältnissen gelebt hätte. Zwar wird im Buche nicht nachgewiesen, auf welche Weise Gertrud, deren jüng=

ſtes Kind noch nicht ein Jahr alt iſt, ihre Unterhalts⸗mittel erwirbt und jeder Leſer ſagt ſich, daß die hohe Einnahme des erſten Tages nur aus einem ſehr glück⸗lichen Zuſammentreffen hervorging, aber deſſenungeachtet können Landleute durch das Buch zu der Meinung ver⸗leitet werden, der Arme ſei geborgen, ſobald es ihm gelinge, in einer Stadt ein Unterkommen zu finden; eine Anſicht, deren Verbreitung, obwohl dem unbeſonnenen Andrang Hinderniſſe genug entgegen ſtehen, alle Magi⸗ſtrate mißbilligen werden und die, wie die Erfahrung lehrt, ſehr irrig iſt. Ferner iſt es fehlerhaft, daß die Familie in der wichtigſten Entwickelungsperiode der Kinder, nachdem über ihre Erziehung im ganzen nur Weniges und auch dieſes immer nur anecdotenartig mitgetheilt worden iſt, fünf Jahre lang den Blicken der Leſer entzogen wird, und nur der Verheirathung Ger⸗truds wegen noch einmal hervortritt. Dieſe Heirath iſt dem Zweck des Buches nach ſehr unweſentlich, und mußte in den Hintergrund geſtellt werden; paſſender ließ ſich erwarten, daß der Erfolg, welchen die früher geltend gemachten Erziehungsmaßregeln gehabt, nach einem ſolchen Zeitraum dem Leſer vorgeführt werde. Von dem allen nichts. Georg muß, man weiß nicht wie und woher, zuletzt als Hazardſpieler figuriren, blos um Gertrud als vollendete Heldin hinzuſtellen, und die meiſten Leſer werden in ſeine Bekehrung trotz der thea⸗traliſch⸗pädagogiſchen Bearbeitung wenig Vertrauen ſetzen. Nicht minder tadelnswerth iſt die unnütze Raum⸗verſchwendung des Verf., indem ganze Abſchnitte in

keiner directen Beziehung auf den Zweck des Buches stehen, denn auch bei gewissenhafter Raumbenutzung blieb die Aufgabe immer noch schwierig genug, auf so beschränktem Raume die Geschichte einer Familie unter Festhaltung eines besondern Zweckes zu schreiben. Hierher sind zu rechnen außer vielen ganz unnützen Kindergesprächen die Unterredung Gertruds mit Dippel, dem Verführer Engelmanns S. 37 — 39 und die Geschichte der neben Gertrud wohnenden alten Mamsell (S. 82 — 86, 89 — 92, 103, 108 — 109), denn das was daran angeknüpft wird, steht in keinem Verhältniß zu dem verlornen Raum, so passend an einer andern Stelle die Schilderung des Stolzes und Hochmuths, wie er nicht selten mit dem Steigen der Armuth selbst wächst, gewesen sein würde. Ueberhaupt ist kein Grund abzusehen, weshalb die Geschichte eines Trunkenboldes zu Grunde liegen und so vielen Raum wegnehmen muß. Was wird für die Belehrung über Kindererziehung Besonderes daraus gewonnen? Der allmälige Untergang des Unglücklichen erfolgt auf dieselbe Weise, wie in allen Traktätchen der englischen Mäßigkeitsvereine, nur daß hier fast noch weniger als dort an eine moralische Entwickelung und Begründung gedacht wird.

Dies wird ausreichen, um zu beweisen, daß die Anlage der Schrift verfehlt sei; aber auch an der Ausführung haben wir sehr wesentliche Ausstellungen zu machen und wollen nun, um unsere Leser überall selbst

urtheilen zu lassen, dem Buche Schritt für Schritt folgen.

Das Buch beginnt mit folgenden Worten: „Das Dorf Loschwitz, welches wegen seiner reizenden Lage an dem Elbstrome und an dem Fuße hoher Rebenberge von Einheimischen und Fremden so zahlreich besucht wird, versorgt das nahe Dresden nicht nur mit allen Arten von Gartenfrüchten, sondern auch mit einer nahmhaften Anzahl von tüchtigen Arbeitern, welche als Handarbeiter, Maurer und Zimmerleute ihren Unterhalt in der Hauptstadt suchen, finden und alltäglich nach vollbrachter Arbeit wieder heimkehren. Ganze Schaaren solcher beschürzter und beschurzlederter Männer begegnen dem Spaziergänger, welche im Portchaisenträgerschritte ihrer entlegenen Wohnung zueilen.“ Schon diese wenigen Zeilen beweisen, daß Nieritz selbst die erste und einfachste Regel der Volksschriftstellerei, welche sonst Jedem der gesunde Sinn eingibt, noch nicht zu befolgen, vielleicht auch nicht zu würdigen wisse; ich meine das Streben, sich auf den Standpunkt und in die Vorstellungsart des Lesers zu versetzen und seiner Anschauungsweise gemäß alle Verhältnisse und Zustände aufzufassen und darzustellen. Die obige Einleitung stellt den Leser auf die Seite des Spaziergängers, des Städters, und betrachtet den Vorfall nach Art und Weise, wie dieser die Dinge ansieht und beurtheilt, während umgekehrt der ländliche Leser mit den Arbeitern heimkehren und die an der Bewun=

derung der schönen Gegend arbeitenden Spaziergänger zum Gegenstande der Betrachtung nehmen sollte. Wer wird auch zu Handarbeitern von „ganzen Schaaren beschürzter und beschurzlederter Männer" und von ihrem schwerfälligen Gange „gemüthlich-scherzend" sprechen; viele Bewohner des Erzgebirges werden nicht einmal wissen, wer die Portchaisenträger der Großstädter sind.

Auf der folgenden Seite (S. 4) antwortet Gertrud dem Hermann auf die Frage: ob er nichts weiter als Quargbrot zum Mittagsessen bekomme? Folgendes: „Ich kann Dir nicht helfen. Wann aber der Vater heimkommt, setzt es Milchkaffee, Stadtsemmel (!) und auch ein Stückchen Zucker dazu. Und morgen — freu Dich, Hermel — Rindfleisch mit Graupen! Juchhei!" — Diese Antwort ist durch und durch verschroben; wird die Frau eines Handarbeiters so reden! Eine solche wird ihrem Jungen Schweigen gebieten, höchstens mit Confiscation des Quargbrotes drohen; oder vielmehr: Kindern aus diesem Stande wird es gar nicht beikommen, eine solche Frage auszusprechen. Uebrigens ist die Familie keineswegs so arm, daß Milch und ein Stückchen Zucker zum Kaffee eine ganz außerordentliche Sonntagszugabe wäre; das wird hier so dargestellt nur des Effects vor dem Leser wegen. Eben so unnatürlich und müßig ist das Vorausgehende und Nachfolgende; indeß können wir doch nur das vorzugsweise Auffallende bemerklich machen.

Lächerlich nehmen sich im Munde von Bauernkindern höfliche Redeweisen feingebildeter Familien aus,

wie S. 4 nach der Frage: „Hast Du die Ofenblase voll Wasser getragen?“ — „Ja, liebe Mutter, antwortete Röse freundlich.“ Jeder Bauer würde in diesem Epitheton, das übrigens oft wiederkehrt, eine äffische Ziererei sehen, und dies mit desto mehr Recht, da die Kinder ihre Eltern in der Schrift durchgängig noch mit Ihr anreden. Es ist übrigens noch sehr zu bezweifeln, ob es als Fortschritt zum Bessern anzusehen sein würde, wenn die Ausdrucksweisen des feineren und zarteren Gefühls in den niedern Ständen eingeführt würden, obwohl von vielen Seiten auf eine solche Verfeinerung hingearbeitet wird, denn ein allgemeineres Vorwalten der Geistes- und Gemüthsthätigkeit, eine freiere, bewußtvollere Aeußerung der Empfindungen wird bei diesen Ständen stets ein unübersteigliches Hinderniß in den hier vorherrschenden materiellen Interessen finden; vor einer blos formellen Vergeistigung des Lebens aber, wie wir sie in sehr vielen vornehmeren Familien finden, wolle Gott jene Stände bewahren! — Gleiche Unnatur spricht sich in dem Selbstgespräch der Gertrud S. 6 aus und einen neuen Beleg, wie wenig sich der Vf. auf den Standpunkt der Leute, welche er schildert, zu stellen wisse, liefert die Beschreibung S. 8: „Die hohen Rebenberge mit ihren netten Winzerhäusern spiegelten sich klar in den dahingleitenden Fluthen der Elbe ab, welche von leichten Nachen durchschnitten und belebt wurden. Auch die große Pillnitzer Gondel, mit fröhlich heimkehrenden Städtern bevölkert, schwamm, ertönend von heitern, an den Bergen wie-

verhallenden Gesängen, der Hauptstadt zu. Den Klängen der vom Findlaterschen Weinberge herab erschallenden Concert-Musik mischten sich diejenigen der Abendglocke in Loschwitz bei, welche dessen Bewohnern die Zeit der Ruhe verkündete. Aber heute vermochten sie nicht eine solche in Gertrudens bangem Herzen hervorzubringen. Sie, die sonst so Höfliche, eilte an den Spaziergängern vorüber, ohne ihnen einen guten Abend zu wünschen." Zug für Zug die Betrachtungsweise vornehmer Leute.

S. 9—11 kommt nun die saubere Darstellung, wie Engelmann von Gertrud und Görge in einem Weidenbusche an der Elbe betrunken gefunden wird. Wie kann man ein so trauriges Ereigniß (E. war noch nie betrunken gewesen) für eine spasliche Unterhaltung des Lesers ausbeuten! Jeder umsichtige Erzähler würde sich vielmehr mit Abscheu und Bedauern schnell davon abgewendet haben, um die bessere Wirkung nicht zu schwächen. Görge verkündet seiner Mutter, daß sein Vater daliege. „Ist er todt, der Vater? stießen ihre Lippen kreischend hervor. Nein — versetzte Görge naiv (!) — nur besoffen. — — Vernichtet wankte Gertrud in die Weidenbüsche. — — Taub und fühllos blieb E. auf alles Anreden und Rütteln von Seiten seiner Frau. Er schnarchte blos recht vernehmlich, was auch dem Görge zum Wegweiser gedient hatte. — — Was hast du nur zu suchen? fuhr sie ihren Sohn an, welcher schon geraume Zeit (!) die Weidenbüsche durchstöberte (!). Ich suche blos (!) die Semmeln, welche uns der Vater hatte mitbringen sollen

— versetzte Görge gemüthlich (!) — in keiner Tasche steckt eine, und weder eine Kaffeetüte noch ein Zuckerpäcktchen habe ich darin gefunden. Das war der Gertrud zu arg. Der Junge dachte an die Semmeln, den Kaffee und Zucker in einer Minute, wo sie alle Semmeln, Kaffeesäcke und Zuckerfässer der Welt darum gegeben hätte, wenn ihr Mann nicht betrunken gewesen wäre. Sie reichte in ihrer Entrüstung dem Görge eine so nachdrückliche Kopfnuß, daß dieser darüber in lautes Weinen ausbrach. Warum schlagt Ihr mich denn, Mutter? rief er verwundert. Ich kann doch nichts dafür, daß der Vater ein Saufaus geworden ist? — Neue Ursache zum Zorne! Erster Nachtheil (!), aus dem Fehltritt ihres Mannes erwachsend! Das Kind hatte die Achtung gegen seinen Vater verloren! Schon bog Gertrud eine Weidenruthe, um mit derselben dem Görge die kindliche Ehrfurcht wieder einzubläuen (!), als sie sich noch eines Bessern besann und die Züchtigung auf eine gelegenere Zeit verschob. Lange währte es, und manche Mütze voll Wassers mußte über des Betrunkenen Gesicht gegossen werden, bevor derselbe zu sich kam" u. s. w. Durch eine solche Schilderung wird die abschreckende Wirkung, welche die einfache Erzählung eines solchen Vorfalls hat, völlig vernichtet; was soll man aber dazu sagen, wenn diese empörende Gefühllosigkeit des Knaben, welche in der Regel auf einen hohen Grad von Verdorbenheit schließen läßt, demselben nur zur gemüthlichen Unterhaltung des Lesers angedichtet wird? Wenn derselbe Knabe ein außerordentlich lebendiges Gerechtig-

keitsgefühl und überaus feuriges Temperament besitzt (S. 34 ff.), wenn ihm sein zartes Gewissen selbst im Traume „gewaltigen Angstschweiß" auspreßt (S. 61, 41)? — Doch der Verfasser scheint die Aeußerungen des Knaben für gar nicht so verabscheuungswürdig zu halten, denn er urtheilt hinterdrein über ihn: „das Kind hatte die Achtung (!) gegen seinen Vater verloren"; und macht wenige Zeilen später sogar einen Engel aus ihm, wenn auch nur zu dem Zweck, einen geistreichen (gemüthlich-ansprechenden) Vergleich anzubringen. Es heißt nämlich: „Da stolpert Engelmann auf dem schmalen Fußsteige dahin, wie der aus Sodom flüchtende Lot, von zwei Engeln, seinem Weibe und seinem Sohne, geleitet und gehalten. Er aber rennt bald den zur Linken schreitenden — seinen Görge — gegen die Steinmauer, daß demselben der Kopf noch ärger brummt, als vorhin unter der mütterlichen Kopfnuß; bald drängt er den, die gefährlichste Stelle einnehmenden Engel — seine Frau — fast in den Fluß hinab" u. s. w. Nach einer solchen Darstellung klingt es fast wie Spott, ist es wenigstens ohne alle Wirkung für den Leser, wenn es unmittelbar darauf heißt: „Sie ermaß still die Größe ihres Kummers, sie betete zum lieben Gott um Beistand zu der Besserung ihres Mannes, um Kraft, ihre Leiden zu tragen, um Erleuchtung" u. s. w.

Aber damit ist die Sache immer noch nicht abgethan; Gertrud muß den Vorfall nächsten Morgen noch einmal zu pädagogischen Zwecken durcharbeiten. Görge spricht S. 14: „Ich kann den Vater gar nicht mehr

leiden. Hat er mich nicht gestern Abend gegen die Mauer gerannt, daß ich blaue Flecken haben muß? Und Euch, Mutter, hat er mehr als zehnmal in die Elbe stoßen wollen. Gebt Acht, Mutter, er hat sein ganzes Wochenlohn verschnapst und darum auch weder Semmeln, noch Kaffe und Zucker mitgebracht." „O Du gottloses Kind! rief Gertrud entrüstet. Also weil Dein Vater gefehlt hat, willst Du ihm gleich gram sein? Versündigst Du Dich nicht fast täglich durch Deinen Trotz und Ungehorsam an mir und dem lieben Gott? Und gleichwohl verlangst Du, daß ich Dir immer noch gut sein soll? Nicht der Vater — der Branntwein hat Dich gegen die Mauer und mich beinahe in die Elbe gestoßen. Geh mir aus den Augen, Du undankbares Kind! Gertruden waren die Augen voll Wasser getreten, während sie den Knaben so anließ. Als dies Röse und Hermann gewahrten, wurden sie außer sich; denn eine solche Erscheinung war ihnen an der Mutter noch nicht vorgekommen (vergl. aber S. 12, 18, 39, 43, 48). Beide Kinder warfen sich ihr an den Hals und baten einstimmig: o liebe Mutter, weint doch nicht! Diese Worte bewogen den Görge, welcher sich trotzig abgewendet hatte, zum Umdrehen. Forschend blickte er seine Mutter an, welcher in der That zwei große Tropfen über die Wange liefen. Das brach ihm das Herz, das trotzige und jetzt wiederum so verzagte. Schluchzend gelobte er, nie wieder auf den Vater schmähen, nie der Mutter widersprechen zu wollen. Gar nicht wieder beruhigen konnte er sich.

Wie ein Lamm geduldig, that er, was Gertrud ihm auftrug, ohne zu murren verzehrte er ein Stück Brod mit Quarg" u. s. w. Ob in diesem Gewäsch ein einziger gesunder Zug sich finden läßt! Nach dem ersten Wort des Jungen mußte „die auf eine gelegenere Zeit aufgeschobene Züchtigung" vom vorigen Tage eintreten, wenn Jemand in vollem Ernst dem Bauerjungen solche Worte in den Mund legen könnte. Die Sentimentalität der Mutter ist stärker als ihre Entrüstung und der trotzige Knabe eben so zart organisirt, denn eine Thräne der Mutter bewirkt, was die schlagendste Beweisführung, eine kräftige, wirklich überraschende Metonymie und sogar die Aufkündigung der mütterlichen Liebe nicht zu erreichen vermochten. Müttern, die gern solche Comödien spielen, ist Nieritz sehr zu empfehlen. Ein herrliches Bibelwort muß dazu dienen, die räthselhaften Tiefen des Charakters seines jungen Helden zu erklären.

Nachdem Engelmann seinen Rausch ausgeschlafen, macht ihm Gertrud liebevolle Vorwürfe, er stößt sie aber zornig von sich. „Vernichtet wankte Gertrud in ihre Kammer, wo sie unter heißen Thränen die Betten in Ordnung brachte. Mehrmals hielt sie dabei inne, um, ein Stück Bette in den Händen, dieselben zu falten und Gott um Beistand anzuflehen." Solche liebliche, gemüthliche, reizendfromme Scenen sind die Hauptkunststücke eines Nieritz, womit er allen seinen Lesern das Herz stiehlt. Ein Stück Bette in den Armen, faltet sie die Hände und betet! Wie rührend! — — Aber sie hält's nicht lange im Hause aus und geht ins

Freie, wo „ein Paradies vor ihr ausgebreitet liegt.“ Und nun kommt, sicherlich an der unpassendsten Stelle im ganzen Buche, eine Schilderung der Umgebungen, worin vom Horizont, den die blauen Berge des Elbthales besäumen, von den Thürmen der Hauptstadt, den einer bunten Landkarte ähnlichen Feldern, Wiesen u. s. w., von der Kirche, den Rebengebirgen, den roth und weiß blühenden Obstbäumen, dem Gesang der Lerchen in azurblauer Luft und der Dörfler in der Kirche, so wie von der Elbe breitem Silbergürtel gesprochen wird. Mittlerweile tritt auch Engelmann aus der Hütte und geht ins Thal hinab; jedoch gewiß nicht in die Kirche, „denn wie hätte er dem unsichtbaren Gotte gefallen wollen, da er seinen Kindern nicht einmal einen Blick oder ein Wort gönnte, die er doch vor sich sah in ihrer jugendlichen Schönheit?“ O welche Rohheit! So sind aber die ungebildeten Menschen! — Darum: nur die Nieritz'schen Schriften zum Lesen empfohlen und im Volke thunlichst verbreitet!

Gertrud ist eben damit beschäftigt, einen alten Strumpf aufzutrennen, um neue für Lieschen aus dem alten Garn zu stricken (sehr klug ausgesonnen: die arme, vielbeschäftigte Frau, für einen Säugling, schon im Frühjahr), als ein schwarzgekleideter Herr, von der hübschen Lage des Häuschens angezogen, sich mit dessen Einwohnern bekannt macht. Es ist der Magister, der in der Ueberschrift und im Texte „der schwarze Herr“ genannt wird und mit der neuen und witzigen Frage an die Kinder auftritt, ob der Berg

Sinai so hoch als der ihrige gewesen sei. Wer Nieritz Schriften noch nicht näher kennt, muß sich wundern, daß diese Person, welche durch die ganze Geschichte das größte Ansehen und die gewichtvollste Stimme hat, zugleich der erste Spaßmacher sein muß und eine lächerliche, oft ganz unwürdige Gestalt annimmt; doch die Geschöpfe der Nieritz'schen Muse sind nun einmal so! — Irgend eine Absicht liegt diesen burlesken Figuren wohl nie zu Grunde (wer möchte z. B. hier glauben, daß er die Glieder des geistlichen Standes herabziehen wolle?), sondern Leichtfertigkeit und Bequemlichkeit auf der einen und die oberflächliche Nachachmung des Novellentons auf der andern Seite. Die in der jetzigen leichtern Unterhaltungsliteratur herrschende Manier hat auf Nieritz unverkennbaren Einfluß, namentlich auch den, daß er, wie die Novellendichter, besonders seit Arnim, bedacht sind, mit neuen, seltsamen Verhältnissen und Charakteren ihre Leser zu überraschen, in den Kinderschriften seine Personen dem Zufall und der Laune überläßt und keine höhere Rücksicht kennt, als den augenblicklichen Beifall seiner zu einem richtigen Urtheil unbefähigten jungen Leser. An jenem ganzen Magister ist keine einzige gesunde Faser, und im ganzen Buche kein einziger irgend haltbarer Charakter; alle Personen sind Schatten ohne innere Wahrheit nach jeder augenblicklichen Laune hin und her gezerrt, um den Leser recht zu amüsiren. — Und was hält Nieritz für amüsant! — Das Aeußere des Magisters wird S. 21 folgendermaßen beschrieben: „Er war ein angehender Funfziger, sein Anzug dürftig,

aber sehr reinlich. Der schwarze Frack hatte keine Wolle, nur Faden aufzuweisen, zeigte schon weißliche Ränder und einen ziemlich altmodischen Schnitt. Ihm ähnlich waren die Beinkleider von derselben Farbe, welche nur bis über die Kniee reichten und dann durch schwarze baumwollene Strümpfe ersetzt wurden, die in Schnallenschuhen endigten." Wie soll diese Beschreibung Bauersleute interessiren? Was ist gewonnen, wenn sie wirklich finden, daß er dürftig und altmodisch gekleidet gewesen sei? Das ist diesen Leuten, Gott sei Dank, immer noch sehr gleichgültig. — Der Magister findet in der Umgebung durchaus das Paradies wieder, und schließt: „Summa das ganze Paradies; nur keinen Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen und darum auch keine Engel mit feurigen Schwertern darin, was sehr gut ist. Deshalb spreche ich mit Petro: Herr, hier ist gut sein, hier laß uns Hütten bauen. Doch bin ich schon mit dem Stuhle da zufrieden, begnüge mich mit einem Krügel Milch, und verlange nicht, daß noch Honig obendrein fließe." Geistlose Schwätzer mögen so reden, es mag Leute geben, die das amüsant finden, aber wer wird es niederschreiben? — In Görge („mit den trotzig blitzenden Augen") erblickt er Kain, in Hermann den Abel, und sagt nun S. 23 weiter: „Jedes Gleichniß hinkt bekanntlich, und das meinige gewaltig. Nur den verschiedenen Sinn der beiden Brüder, wie ich ihn erfaßt habe (in diesen wenigen Augenblicken?), wollt' ich durch meinen Vergleich bezeichnen. Während Ihr älterer Sohn wie ein Champagnerpfropf (für Landleute ein

passender Vergleich) oben hinaus springen will, führt sein bleicher Bruder ein Lämmchen am Bande durch Wies' und Thal, ist dabei still und vergnügt." O wie schön! Zumal nachdem dieser Knabe S. 4 als „etwas krummbeinig und langsam watschelnd" bezeichnet worden ist.

Im Verlauf der Unterhaltung spricht Gertrud: „Sie reden ja wie ein Buch. Gewiß haben Sie auch Frau und Kinder, weil Sie mit dem Füttern so bewandert sind." „Leider, nein — versetzte der schwarze Mann betrübt, indem er den Rockärmel straff zog und einen vielsagenden Blick auf dessen zu Tage liegende Fäden heftete. Denn — fuhr er fort — ich bin ein armer Magister; nicht viel ißt er, alle Tag' ein Groschenbrot und ein Näpfchen Butter. Und auch dies nicht einmal ganz. Ja, gute Frau, es geht einmal so in der Welt. Der Eine hat'n Beutel, der Andere hat das Geld. Ich wüßte wohl, wie man Kinder erziehen müßte, habe aber keine u. s. w." Wie anständig, wie gemüthlich-spaßhaft ist das; er sah die Frau vor wenigen Minuten zum ersten Mal. — Der Magister erquickt sich nun „abwechselnd an der schönen Aus- und Umsicht, an der frischen Milch und den naiven Anworten der Kinder," findet dann noch Gelegenheit, fünferlei Arten des Aberglaubens (wie in der Katechismuslehre nach einander) zu rügen und geht, um nicht aus der Rolle zu fallen, mit den Worten von dannen: o summus Aristoteles, Plato et Euripides.

Nun kommen die Schilderungen, wie Engelmann

seine Familie mißhandelt und immer tiefer sinkt, wogegen vom psychologischen und ökonomischen Standpunkt aus Mancherlei zu erinnern sein würde; nur einige allgemeine Bemerkungen mögen hier Platz finden. Die empörenden Mißhandlungen, in welchen die den Unglücklichen verfolgenden Gewissensbisse sich entladen, sind im allgemeinen richtig geschildert und die nur angedeuteten Motive lassen sich leicht ergänzen und erweitern, aber ein Volksschriftsteller würde diese Motive sorgfältig entwickelt und die daraus hervorgehenden Mißhandlungen dafür in den Hintergrund gestellt haben. Daß dann die Wirkung eine weit größere gewesen sein würde, liegt am Tage; je mehr durch die Schilderung ein einzelnes Vergehen erweitert und bis auf die Spitze getrieben wird, desto mehr überhebt sich der Leser über den Thäter und macht keine Application auf sich selbst. Soll aber durchaus eine so gräßliche Scene gezeichnet werden, so wird ein verständiger Erzähler mit Entrüstung sich schnell davon abwenden und zu einem möglichst gleichgültigen Gegenstand übergehen, um in dem Leser die individuelle Wirkung des Vorausgegangenen nicht zu stören und für das Folgende frische Aufmerksamkeit und Theilnahme zu gewinnen. Statt dessen muß Gertrud das Vorgefallene ganz in der derselben Weise wie in dem obenangeführten ähnlichen Falle dazu benutzen, an den Kindern ihre Erziehungskunst zu üben. Görge bricht nämlich beim Anblick der entstellten Mutter in die Worte aus: „Der abscheuliche Vater! Ich schlage ihm den Arm entzwei, wenn er die Mutter wieder prügelt“

(so kann höchstens ein überreiztes Stadtkind reden), und die Mutter bringt die Kinder auf gut sokratischem Wege zur Anerkennung, daß der Vater dennoch ihre Liebe und Dankbarkeit verdiene; während der Unterredung wird aber die Mutter von dem Ausdruck der kindlichen Liebe (welchen Nieritz gewissenhaft anmerkt) so erweicht, daß sie ihre Rührung verbergen muß und das Gespräch in die matte Bitte: „Versprich mir, mein lieber Görge, daß Du Dich mäßigen lernen willst" sich verläuft. Wenn also eine solche Benutzung der Mißhandlungsscene schon unweise und unpassend erscheint, so müssen wir diese Stelle noch bestimmter als ein Product des verfeinerten moralischen Gefühls höherer Stände zurückweisen, das zur armen Handwerkersfrau nicht paßt. Eine solche Frau ist nach einem solchen Vorfall nur mit sich selbst beschäftigt, sie bezeichnet das Vergehen ihres Mannes mit starken Ausdrücken ohne alle Rücksichtnahme, sie stößt die Kinder von sich, oder diese wagen sich vielmehr gar nicht in ihre Nähe; sie staunen sie an, weil etwas Ungeheures mit ihr geschehen. Eine Aeußerung der Entrüstung von Seiten der Kinder wird sie zuerst schweigend gelten lassen, bald aber unter Androhung von Schlägen verbieten, dann (für nicht Wenige würde schon dies zu viel sein) den Kindern Vorwürfe machen, daß sie durch ihre Unfolgsamkeit und Ungezogenheit den Vater so jähzornig und unzufrieden mit dem ganzen Hause gemacht, und durch ihr Schreien seine Wuth vergrößert haben. Ob diese einfache Frau oder jene vornehme Dame richtiger fühle, bleibe dahin gestellt; viel-

leicht hat jede von ihrem Standpunkte aus Recht. Nur unterstehe sich Niemand, bei einseitiger Erfahrung und ohne tiefere Einsicht das Verfahren einer ungebildeten Frau zu tadeln oder bessern zu wollen; sie wird in ihrer Weise vielleicht tüchtigere Menschen erziehen als jene andere Mutter.

Ebenso unnatürlich, nur einer gebildeten Dame möglich, ist ihre Haltung vor dem Verführer ihres Mannes, den sie in seiner Wohnung aufsucht und dem sie nach einer überraschenden Einleitung mit raschen, schlagenden Worten und Wendungen seine Sünde vorhält und um Unterstützung in der Zurückführung ihres Mannes bittet (S. 37 ff.). Eine Frau aus diesem Stande würde schon gar nicht zum Verführer gegangen sein, und das beruht auf einem ganz richtigen Gefühl.

S. 40 spricht Görge vor der Rückkehr des Vaters: „Wenn nun der Vater wieder etwas Gutes essen will und findet nichts, so prügelt er am Ende Euch, Mutter, und uns noch einmal.“ Er will lieber im Busche bei den Hasen und Rehen schlafen als zu Hause, Hermann unter die Bettstelle sich verkriechen und das Mädchen mit dem kleinen Kinde auf den Heuboden laufen. Das hat Nieritz gewiß sehr schön gefunden; es sollen wahrscheinlich die Früchte der frühern mütterlichen Ermahnungen darin sich zeigen. Ohne entfernt einen Tadel auszusprechen nimmt nun Gertrud das Wort: „Wir wollen lieber all' unsre Sorgen auf den Herrn werfen, er weiß es am besten zu machen. Bet't Kinder, denn des Gerechten (?) Gebet vermag viel, wenn es ernstlich

ist." Auf diese Weise wird viel Religion in die Kinder kommen! Eine kraft- und saftlose Gefühlsspielerei ist die folgende Schilderung der Kinder, wie sie im Bett liegen (S. 41 f.), und noch toller das Gebet, welches Gertrud dem Kain der Familie ablauscht. Es heißt darin: „Laß auch meiner lieben Mutter und meinen Geschwistern nichts mehr vom Vater thun. Lieber will ich mir dafür ein paar Schwinderlinge von ihm gefallen lassen, da ich's schon eher vom Schulmeister her gewohnt bin." So wollen's freilich viele Leute haben, das ist recht gemüthlich-spaßhaft, recht naiv; aber wer ist gefährlicher: der die Religion zur Zielscheibe des Witzes macht oder dieselbe als Mittel zu einer „gemüthlichen" Unterhaltung gebraucht? — Der Knabe betet weiter: „Ferner hilf, lieber Gott, daß mein Vater das Saufen läßt und wieder ein ordentlicher Kerl wird wie sonst, ehe ihn der gottlose Dippel verführt hat. Diesem Lästerer aber wollest du sein Schandmaul stopfen und ihm zeigen, daß du ein starker, eifriger Gott bist u. s. w." Darauf folgt ein langes Selbstgespräch der Mutter, das mit den Worten anfängt: Ein guter Junge ist der Georg, obschon etwas wild und trotzig.

Wir überschlagen, um nicht allzuweitläufig zu werden, den Tod Engelmanns und den zweiten Besuch des Magisters. Des Letztern Geschwätz über Kindererziehung würde kein gebildeter Mann über die Lippen bringen, geschweige niederschreiben. Der Schluß lautet: „Denke Sie daher hübsch nach, wie Sie Ihre Kinder erziehen müsse und theile Sie mir, wenn ich wiederkomme, ihre

Ansichten (?) darüber mit." Nach Weggang des Magisters „verfiel Gertrud in tiefes Nachdenken und faßte einen großen Entschluß, der sie einigermaßen ihre Trauer vergessen ließ." Sie geht nämlich heim und sogleich an das Erziehungsgeschäft. Die Gelegenheit dazu kommt Schlag auf Schlag; nur eine Probe davon möge hier Platz finden. „Mutter — sprach Görge Gertrud betrachtend — Ihr habt ein Haar am Rüssel hängen. Gertrud erröthete vor Schaam. Bin ich ein Schwein — fuhr sie den Knaben an — das einen Rüssel hat? Schämst Du Dich nicht, so von Deiner Mutter zu sprechen? — Ei, Mutter! rief Görge, Ihr und der Vater habt manchmal also gesagt. — Darauf kann ich mich nicht besinnen! versetzte Gertrud. Weiß es Gott, Mutter! schwor Görge, Ihr könnt Euch darauf verlassen. Nicht gesund will ich hier vor Euch stehen, wenn es nicht wahr ist. — Herr Jes's! sprach Therese, wie der Junge schwören und fluchen kann! — Und Du brauchst auch nicht den Namen Deines Gottes unnützlich zu führen! versetzte Gertrud trübe" u. s. w. Nach Vollendung dieses ersten pädagogischen Feldzuges hält die Mutter „nach einer stummen Pause" eine lange Anrede an ihre Kinder, worin sie zuförderst ihren künftigen Operationsplan darlegt und sodann über ihre soeben gemachten Erfahrungen sich ausläßt: Es heißt in dieser Beziehung: „Ich höre soeben (?) mit großer Betrübniß, daß Ihr nicht immer redet, was wohllautet, was keusch und ehrbar ist, was lieblich klingt (wozu diese Aenderung?)." Und der Schluß lautet: „Da wir uns einmal derglei-

chen Worte und Reden angewöhnt haben, so wollen wir nun recht auf uns Achtung geben, auch einander (!) liebreich erinnern, wenn sich Eins von uns in Reden vergißt.“ O heilige — Kinderschriftstellerei! — — Dieselbe Seite enthält noch eine jener „gemüthlich-scherzhaften“ Züge; die Kinder machen nämlich unter einander aus, sich gegenseitig jeden Fluch oder Schwur mit einer Ohrfeige zu bezahlen, was doch schwerlich als eine „liebreiche Erinnerung“ gelten kann; aber das Mittel wird als sehr wirksam gerühmt.

Bei dem erwähnten Besuch gibt der Magister Gertrud den Rath, in die Stadt zu ziehen; wogegen schon oben Einiges erinnert worden ist. Hier muß noch bemerkt werden, daß ein so wichtiger, für die ganze Zukunft entscheidender Schritt von allen Seiten genau hätte erwogen und der Leser gewissermaßen mit in den Rath gezogen werden müssen; statt dessen wird aus dem Auszug eine Ueberraschung für den Leser gemacht. Dieser leidigen Effectjagd ist's wohl auch zuzuschreiben, daß durch das ganze Buch hindurch kein Ueberlegen und Zurathegeben, kein Vorbereiten und Wählen hervortritt. Für erwachsene Leser sind nicht die nackten Ereignisse die Hauptsache, sondern die Entwickelung der Gründe und Ursachen, worauf sie ruhen. Wie nothwendig mußte es ferner erscheinen, daß der Gertrud eine treue, verständige Freundin aus gleichem Stande zur Seite gestellt wurde! Statt dessen werden die beiden Nachbarinnen, welche an zwei verschiedenen Stellen des Buches vorkommen, recht geflissentlich als aber-

gläubisch, einfältig und ungeschickt geschildert, und außer dem vornehmen Magister hat in der ganzen Geschichte kein Mensch einige Bedeutung. Soll man denn Landleute nicht vielmehr an Ihresgleichen als die eigentlichen Rathgeber in ihren Angelegenheiten weisen?

Wir überschlagen wieder ein Kapitel (S. 55—67), worin für sentimentale Leser eine charmante Kindercomödie aufgeführt wird, und finden die Familie in der Stadt wieder, wo sie „im fünften Stockwerk ein kleines niedriges Stübchen bewohnt, durch dessen kleine Dachfenster nur ein mattes (?) Licht hineindringt." „Görgen will das Herz vor die Füße fallen, wie er hinaussieht, — — ein kleines, viereckiges Stück des blauen Himmels ist wie das verlorne Paradies (?) von weitem zu schauen." Er vermißt „die blauen Berge der Ferne," den „silbern glänzenden Fluß, die sammetnen Wiesen, die bunten Felder, den dunkelgrünen Wald, die Fruchtbäume mit ihrer goldigen Last" u. s. w. Ganz verkehrt! Der Knabe wird sich, wenigstens Anfangs, über das Leben in der Stadt sehr freuen. — Gertrud bekommt von einem fremden Herrn ein Bündel Wäsche zu waschen und ist noch vor Ablauf von zwei (!) Stunden damit fertig. Den Kindern ist schon am ersten Morgen „ein Mann in einem alten, bunten Schlafrock" aufgefallen, der gegenüber im Hofe eine Treppe tiefer wohnt. Einige Tage später „stößt" Gertrud, wie sie früh vom Bäcker kommt, in der Hausflur auf einen Mann, den sie augenblicklich erkennt. „Guten Morgen, Herr Magister! grüßte sie freundlich. Jener drehte die im Schat-

ten stehende Frau ein wenig nach der Lichtseite und rief u. s. w." Anständige Manieren, das muß man sagen! Er erfährt nun die überraschende Neuigkeit, faßt Gertrud unter den Arm und führt sie nach der Treppe hin. Er begleitet sie ferner in ihre Wohnung und erzählt unter Anderem von sich selbst: „Ich heiße Johann Gottfried Wermuth, werde auf den Weihnachts-Heiligabend 49 Jahr alt, bin Candidat des heiligen Predigtamtes, und dies schon seit einer Mandel Jahre, nebenbei schimpfirt man mich auch Magister — ad libitum — wie es beliebt. Als solcher erwerbe ich mir meinen etwas knappen Lebensunterhalt — — — als Nothnagel bei Vacanzen oder Beurlaubungen der Herren Geistlichen. Als letzterer bin nun über 2 Monate lang in E. gewesen, wo ich auch gar zu gern für immer geblieben wäre. Aber der Herr Kirchenpatron sprach: Mein alter Knabe Wermuth mit dem heißen Blut, die Stelle ist für dich zu gut, drum setz' nur auf den Reisehut, wenn dir's auch noch so leide thut. Na, da ging ich denn u. s. w." So haben sich also Landleute ihre zukünftigen Seelsorger vorzustellen! — Der Magister wendet sich an die Kinder: „Willkommen, mein kleiner Ritter Georg, der Du mich mit den braunen Augen durchbohrst, als sei ich ein Lindwurm. Wo kommt die Elbe her und wohin fließt sie? He? Du wirst roth — verlegen? — Ich sehe schon, daß ich Dich in die geographische Cur nehmen muß. Spielend sollst Du die Erdkunde bei mir erlernen. Therese! gieb mir eine Hand. Nicht so, Du stehst Deiner Mutter treulich

bei, wie sich's für eine dankbare Tochter ziemt? — Der redselige Magister plauderte noch lange und erwarb sich dadurch allgemach das völlige Zutrauen der Kinder." Bringen denn aber alle diese Sachen eine Volksschrift zu Wege oder wird darin gelehrt, wie Mütter ihre Kinder erziehen sollen?

Seine Takt- und Geschmacklosigkeit zeigt der Vf. ferner bei der Erklärung des Magisters, Gertrud nicht mehr mit Sie im Singular, sondern im Plural anreden zu wollen. Wer wird, zumal wenn er mit Landleuten spricht, in diesen Formen den Grad seiner Achtung gegen verschiedene Personen ausdrücken wollen! Es heißt S. 92: „Auch sehe ich nicht ein, warum ich Sie, eine Ehrenfrau, noch per Höresie titulire. Es soll nicht wieder vorfallen. Ach, ich dächte gar! versetzte Gertrud lachend; mit mir werden Sie doch keine Complimente machen wollen? Suum cuique! sage ich, antwortete der Magister, und das verstehen Sie nicht, Frau Gertrud, denn es ist lateinisch, und darum müssen Sie mir auch den Willen lassen. Es bleibt dabei! Und wenn Ihr Lieschen einmal keine Wärterin hat, so lassen Sie mich dieselbe sein." — „Der Herr Magister war ein Mann von Wort. Die Kleine blieb auch gern bei ihm, der sie, wie die Katze die Maus, herumtrug und im Gehen unterwies u. s. w." Seinen nächsten Geburtstag feiert der Magister mit Gertrud, von welcher er einen Punsch kochen läßt. „Bis 9 Uhr währte die Freude noch fort, dann stand der Herr Magister auf und sagte ernst: Lieben Leutchen (!), die bevorstehende

Nacht ist eine heilige, geweihte. Ihr werdet daher in Euerm Abendgebete mit doppelter Liebe und Dankbarkeit des himmlischen Vaters gedenken (!), der seinen Sohn uns schenkte, auf daß wir nicht verloren würden, sondern Alle das ewige Leben hätten u. s. w." Den folgenden Morgen, am ersten Weihnachtsfeiertage, geht Gertrud sehr frühe mit den Kindern zum Magister, „aus dessen Stubenthür den Kindern ein helles Licht entgegenstrahlte. Guten Morgen, lieben Leutchen (!)! empfing sie der Magister freundlich. Das ist schön, daß Ihr so früh auf seid, dies ist das schöne Fest schon werth. — Hierauf stellte sich der, in seinen besten Sonntagsputz gekleidete Herr Magister hinter ein, in der Mitte des Zimmers befindliches, weiß behangenes Tischchen, und Frau Gertrud trat mit ihren Kindern um dasselbe herum, wonach Jener feierlich anhob: Lieben Freunde! heute vor 1830 Jahren war es, als auf dem Felde vor dem Städtchen Bethlehem plötzlich u. s. w." Wir können den zwei Seiten langen Sermon unmöglich abschreiben. Der Schluß ist: „Wird Euch diese Betrachtung nicht zum heißen Dankgefühl gegen den Herrn entflammen? — Hier wurde des Herrn Magisters Rede durch Kanonendonner unterbrochen, der majestätisch durch die dunkle (?) Nacht daher rollte und wiederhallend die stillen Straßen füllte. Hört Ihr den Gruß der erlöseten Christenheit? rief der Herr Magister voll hoher Begeisterung. Der zweite Schuß fiel. Vernehmt Ihr die Freudenbotschaft: — fuhr der Herr Magister fort — Euch ist heute der Heiland geboren? Ja, in seinem

Namen sollen sich alle Kniee beugen" u. s. w. „Wirklich hatte sich der Herr Magister auf seine Kniee geworfen." — — „Die Feier war beendet; Frau Gertrud trug den vorher schon bereiteten Kaffee auf, welcher nebst frischgebackener Semmel unter dem festlichen Geläute der Glocken genossen wurde."

Ich will hier abbrechen, um die Geduld des Lesers nicht länger auf die Probe zu stellen. Nur noch für Diejenigen, welche der Meinung waren, Nieritz könne correct schreiben, einige kurze Beispiele! S. 5. Die Mutter verschwand in der Hausflur und diese (Therese) rufte ihrem Bruder. S. 14. Das Wochenlohn. S. 25. Bewandert sein mit etwas. S. 45. Sie kam zu ihrem Manne, den so eben der herbeigeholte Barbier wieder zu verlassen ging. S. 42. Aus der Construction gefallen: mein Engel st. meinen Engel. Ebendas. Ich vergesse jedes Leid über ihn st. ihm. S. 54. Worte st. Wörter. S. 61 u. 62. wiegen st. wägen. S. 64. Der Wassergrütze. S. 80. Seit einer Mandel Jahre vergl. S. 64. S. 81. Sie hat meinem Rathe gefolgt. S. 85. Das bejahrte Alter der Mamsel. S. 90. Sich die Menschen zum Feinde machen. Ebendas. Ein unbekannt bleiben wollender Wohlthäter. S. 91. Das Lotterieloos hatte eine Niete zur Folge. S. 112. In Diensten gehen. S. 116. Ein Holzkreuz steckte in der Erde. — Wir haben oben mehrmals tadeln müssen, daß der Vf. keinen Unterschied macht, ob er für das Volk schreibt oder für die Kinder vornehmer Eltern. Hierher gehören auch noch folgende Stellen: Sörge

küßte der Mutter die Hand und versprach u. s. w. Es schmeckt kannibalisch gut. Bemühen Sie sich gefälligst hinauf. Die Dächer hatten lange Fransen von Eiszapfen gleich Gardinen. Die gefrornen Fensterscheiben glitzerten wie Brillanten. Ebendahin sind die Flickwörter: schier, pur, fein, gar höchlich, hübsch, weidlich und das sehr häufige sofort statt sogleich zu rechnen. Dagegen kommen nicht wenige der untersten städtischen Volksklasse eigene Ausdrücke vor, die man sich kaum anders als aus dem Streben nach dem Volkston erklären kann: ein unglückliches Beginnen! Denn mit einzelnen Wörtern ist's nicht gethan; vornehme Leute werden allemal gemein, wenn sie die Derbheit der niedern Stände affectiren. Uebrigens irrt man wohl auch, wenn man meint, alle diese Redensarten seien ursprünglich aus dem Volke hervorgegangen und daher sein volles Eigenthum; gewiß Vieles davon ist ihm zugeführt worden und bleibt ihm immer fremd. Anders ist's, wo noch eine kräftige, abgeschlossene Volksthümlichkeit besteht; die ist im Stande, sich Vieles zu assimiliren. — Man hat die Synonyme des Wortes Trinken gesammelt; zu dem Wort Prügeln enthält das vorliegende Buch eine ziemliche Anzahl: Prügel bekommen, Hiebe zuzählen, einen Tappen bekommen, auf den Pelz fahren, eine nachdrückliche Kopfnuß reichen, es wird etwas setzen, eine Prügelsuppe anrichten, Schwinderlinge bekommen, hinter die Ohren schlagen, eine wohlangebrachte Maulschelle, Ehrfurcht einbläuen.

Wie ist's aber möglich gewesen — so wird gewiß mancher Unparteiische fragen —, daß Nieritz als Kinderschriftsteller unter seinen Genossen so sehr ausgezeichnet wurde und einen gewissen Ruf erlangte? — denn daraus ist's doch gewiß allein zu erklären, daß der Zwickauer Verein seine Schrift ohne genauere Prüfung aufnahm und im 2. Jahresbericht mehrere andere desselben Verfassers anzukaufen verspricht. — Davon später!

Der Zwickauer Verein hat also den Erwartungen die man sich von ihm machen mußte, nicht entsprochen. Nur etwa die Hälfte der von ihm verbreiteten Schriften kann dem Volke allenfalls empfohlen werden, mehrere sind sogar als schlecht und schädlich zu bezeichnen; eigentliche Volksschrift, d. h. im Geiste und in der Anschauungsweise des Volks geschrieben, ist keine einzige. Dieses bedauerliche Resultat scheint zunächst aus zwei Ursachen sich erklären zu lassen.

Zuerst und wohl am meisten daraus, daß die Ansichten, was eine wahre Volksschrift sei und was sie leisten müsse, selbst unter dem wissenschaftlich gebildeten Publikum im allgemeinen noch sehr ungewiß und schwankend sind. Ich könnte diese Behauptung aus Büchern und geachteten Zeitschriften genügend belegen, allein mit einem solchen Beweis würde für die Sache, welche mir am Herzen liegt, nichts gewonnen werden und den etwaigen Vorwurf der Anmaßung, als bilde ich mir ein, die Wahrheit hierin vollkommen und vielleicht zuerst entdeckt zu haben, wird das aufrichtige Geständniß entkräften, daß ich recht wohl weiß, wie sehr meine Urtheile

noch auf dem Boden der Negation stehen, indem ich einer positiven Entwickelung mich nicht gewachsen fühle, und daß ich schon vermöge meiner bisherigen Erfahrungen sehr geneigt bin zu glauben, mein Urtheil werde sich auch hierin noch mannichfach modificiren. Daß Viele klarer in der Sache sehen als ich, aber stille Zuschauer abgeben, ist mehr ihnen selbst als mir ein Vorwurf. — Die obige Behauptung ist noch mehr auf die Schriftsteller als auf das Directorium anzuwenden, denn wenn selbst begabte Schriftsteller nur wenig bewußtvoll arbeiten (wie will man es sonst möglich finden, daß z. B. der Vf. von „Festmanns Leben" die „Johanna" habe schreiben können?), so darf es kaum noch befremden, daß die größtentheils in geschäftsreichen Staatsämtern stehenden Mitglieder des Directoriums die eingegangenen Manuscripte nicht nach Grundsätzen beurtheilen, die schwerlich allein aus dem Umgange mit dem Volke sich gewinnen lassen, sondern ein selbständiges Studium verlangen. Ueberdies hat, wie Jeder weiß, die Prüfung eines Buches, so lange es nur handschriftlich vorliegt, seine besonderen Schwierigkeiten, und es ist aus einzelnen in den Jahresberichten gegebenen Notizen sehr wahrscheinlich, daß der Verein Schriften ohne vorausgegangene Prüfung annehme. Ich bin weit entfernt, hiermit einen Tadel aussprechen zu wollen, denn es möchte, neben der anderweiten Thätigkeit der Directorialmitglieder für den Verein, kaum möglich sein, die jährlich auszugebenden 6 bis 8 Schriften in besonderen Versammlungen zu prüfen, den Verfassern Verbesserungs-

vorschläge zu machen u. s. w., sondern ich behaupte vielmehr, daß es deshalb und wegen des überhaupt noch wenig geläuterten Urtheils der Gebildeten über die ganze Angelegenheit kaum möglich sei, nur wahrhaft gute Schriften zum Druck zu bringen.

Der zweite Erklärungsgrund jenes ungenügenden Erfolgs scheint in der allmähligen Verrückung der ursprünglichen Bestimmung des Vereins zu liegen. Die Stifter hatten erwartet, die Mehrzahl der Beitretenden werde weniger im eignen Interesse, als um entweder selbst oder mittelbar durch den Verein Bücher unter dem Volke zu verbreiten, sich betheiligen (1. Jahresber. S. 7 und 8). Die eingehenden Mitgliederverzeichnisse gaben aber das entgegengesetzte Resultat; fast alle Zweigvereine bildeten Lesezirkel für die Vereinsschriften und diese Zirkel bestanden meist in Städten oder Fabrikdörfern mit vorherrschender städtischer Richtung, was zwar der Bericht nicht ausdrücklich sagt, aus der Uebersicht der Zweigvereine aber sich bestimmt ergibt. „Dies konnte nicht ohne wichtigen Einfluß auf die Leitung des ganzen Instituts bleiben. Denn in den Mitgliedern der Mehrzahl jener Lesezirkel besaß jetzt der Verein sein bestimmtes ihm angewiesenes Publikum, dessen Bedürfnisse bei Ausgabe der einzelnen Schriften zu befriedigen fortan seine Aufgabe sein mußte." Die Schwierigkeit ihrer Lösung verhehlte sich das Directorium nicht. „Abgesehen davon, daß das Vereinspublikum nach und nach fast bis zu 7000 Individuen anwuchs, die allen Classen und Ständen angehörten und unverkennbar nicht blos auf

höchst verschiedenen Bildungsstufen standen, sondern auch durch die mannichfaltigsten Ansichten, Verhältnisse, Berufsarten und selbst religiösen Richtungen von einander geschieden waren, so befanden sich darunter gar Viele, die, wie sich ergab, weit mehr und ganz Anderes zur Lectüre zu bekommen gehofft hatten, als ihnen der Verein versprochen hatte und je bieten konnte. Indeß der Versuch mußte gemacht werden, und daß er bis hieher nicht als völlig mißlungen betrachtet werden kann, darüber liegen die befriedigendsten Zeugnisse vor." —— „Die Vereinsschriften werden auch künftig, selbst wenn ihr Inhalt zunächst für einen besondern Stand berechnet oder gegen speciellere Gebrechen und Vorurtheile gerichtet ist, doch immer, wie die bis jetzt erschienenen, so weit irgend möglich eine solche Einkleidung erhalten, daß sie auch denen eine unterhaltende, belehrende und erweckende Lectüre gewähren, die einem andern Stande angehören, und von jenen Gebrechen und Vorurtheilen sich frei wissen, sobald sie nur überhaupt für Hebung, Veredlung und Erstarkung des Volksgeistes, für Sichtung, Bereicherung und Verbesserung seiner Erwerbsquellen und seines Lebensgenusses [zu wirken suchen], vor allem aber auch an dem immer weitern An- und Ausbau des Reiches Gottes thätigen Antheil nehmen." Für diese bei weitem die größere Mehrzahl bildenden städtischen Mitglieder, welche mehr nur der Unterhaltung wegen lesen, passen eigentliche Volksschriften nicht. Denn wenn schon die unterste Klasse der Städtebewohner wesentlich andere Bedürfnisse hat, als die Landbewohner,

so lassen sich mit letzteren die gewerbtreibenden Städter, welche das dem Verein sich hauptsächlich anschließende Publikum ausmachen, gar nicht mehr vereinigen. Das Directorium mußte daher, wenn es wahr ist, daß Niemand zween Herren dienen kann, seine ursprüngliche Bestimmung, blos eigentliche Volksschriften zu verbreiten, ganz aufgeben und auf Schriften zur Bildung und Unterhaltung des mittleren Bürgerstandes sich beschränken — dann war aber auch auf den Namen „Volksschriftenverein" zu verzichten —; oder es durfte auf diese in unerwartet großer Zahl beigetretenen städtischen Mitglieder nicht die geringste Rücksicht genommen werden. Nicht Wenige von diesen würden gewiß immer noch von den ächten Volksschriften sich angezogen gefühlt haben, und wenn auch wahrscheinlicher Weise ein großer Theil vom Vereine wieder zurücktrat, so war dies gewiß nicht als ein Verlust anzusehen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß mehrere schlechte Schriften, z. B. „Gertrud" und „Johanna", ohne diese Rücksicht auf die städtischen Leser die Liste der Vereinsschriften nicht schänden würden, während auf der andern Seite nicht in Abrede gestellt werden soll, daß einige für die Städter geschriebene Bücher („die drei Schulkameraden" und „Meister Festmanns Leben") auch von Landbewohnern mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden mögen. In wie weit sich das Directorium verpflichtet halten mußte, die städtischen Mitglieder zu berücksichtigen, habe ich nicht zu untersuchen; daß jedoch aus der Annahme dieser Verpflichtung und aus dem deßhalb gemachten Versuch,

den Bedürfnissen verschiedener Leser zu entsprechen, dem Vereine große Nachtheile erwuchsen, liegt auf das klarste vor.

Aber das Directorium ist durch manche aus dem Ausland kommende freundliche Aufforderungen verleitet worden, noch weiter gehen zu wollen. Es heißt darüber in einer Anmerkung zum 2. Jahresbericht S. 7. „Nach einem von vielen Seiten her geäußerten Wunsch soll Deutschland mehr und mehr ins Auge gefaßt werden, doch zur Zeit sind wir noch nicht weit vorgedrungen, obschon die Redactionen des Allgem. Anzeigers der Deutschen, des Frankfurter Journals, des Vorboten der Schweiz u. a. m. auf die Sache des Vereins wiederholt aufmerksam gemacht und sie zum Theil selbst auf das angelegentlichste empfohlen haben. Auch bezweifeln wir noch immer, ob er sich jemals beträchtlich weiter über unsere Umgebungen hinaus verbreiten werde, selbst wenn das Directorium in den auszugebenden Schriften jede speciellere Bezugnahme auf Sachsen, wie sich von selbst versteht, nach und nach fallen ließe." Dieser letztere Zweifel wird im Folgenden darauf gegründet, daß in andern Theilen Deutschlands ähnliche Vereine existiren oder im Entstehen begriffen sind und daß „überall, namentlich in höheren Kreisen (?), die Ansichten über das Zulässige solcher Volksinstitute überhaupt, und insbesondere über den Werth eines eigentlichen Bücher-Verbreitungs-Vereins entgegen der Anlegung von Volksbibliotheken noch sehr getheilt zu sein scheinen." Einen dritten Grund kennt der Vereins-

sekretär nicht! — Es wird nöthig sein, diese in Aussicht gestellte weitere Ausdehnung des Vereins etwas näher zu beleuchten.

Dieser von verschiedenen Seiten her in Anregung gebrachten Erweiterung des Vereins für das ganze deutsche Volk liegt das schöne in mannichfachen Formen hervortretende Bestreben zu Grunde, die innere Einheit Deutschlands immer mehr zu befestigen, aber wenn sonst nirgends, hier bei den Volksschriften sind diese edlen Bemühungen am unrechten Orte. Das deutsche Volk besteht aus verschiedenen Volksstämmen mit so mannichfaltigen Richtungen und Bestrebungen und zum Theil so wesentlich von einander abweichender Denkungsart, daß wesentliche Verschiedenheiten unbeschadet jener Einheit fortbestehen werden und müssen, und auch das Volksschriftenwesen eine demgemäße Rücksichtnahme verlangt. Ein Beispiel gibt der große, überall anerkannte Hebel. Wer nur Einiges von seinen Arbeiten für das Volk gelesen hat, muß zugestehen, daß er nicht für das deutsche Volk, sondern einzig und allein für die Oberschwaben geschrieben und den Ruhm, welcher ihm allerwärts dargebracht wird, mit seinem ganzen Volksstamm zu theilen habe, dessen gemüthliche, poetische Volksthümlichkeit er so herrlich wiederzugeben verstand. Hebels Geistesprodukten dient dieser Volksgeist nicht als Träger, sondern sie fließen frei aus ihm als aus ihrer Quelle hervor, so gewiß es auch ist, daß er ihn veredelt und somit die höchste Aufgabe eines Volksschriftstellers erfüllt

habe. Er schließt sich so innig und unzertrennlich der Denkweise seiner Stammgenossen an, daß er sogar ihren losen, bald schroffen, bald hastigen Satzbau annimmt. Seine Schriften würden uns Alle schwerlich so sehr anziehen, wäre nicht jener poetische Gehalt darin. Den Norddeutschen mag die unendliche Beweglichkeit und Gelenkigkeit der in starken Farben gemalten süddeutschen Naturen wohl bisweilen an die Sprünge des Hanswursts erinnern und bei manchen derben Spässen wird er die eigentliche Pointe nicht recht fassen und eine halbe Plattheit herauslesen. Es wird daher gewiß jede Gegend Deutschlands ihre eignen Volksschriften haben müssen und wahrscheinlich auch erhalten. Denn wenn schon Viele den Volksgeist nach Vorgang der alemannischen Gedichte in verschiedenen Dialekten sehr treffend aufzufassen und wiederzugeben verstanden (ich kann hier aus eigner Ueberzeugung nur an die höchst gelungenen Gedichte in der Altenburger Mundart von Ullrich [Zwickau 1838] erinnern), so wird man gewiß auch Volksschriften hervorzubringen im Stande sein, welche im Leser nicht blos fremde Gedanken und Gefühle in fremder Form erregen, sondern auf demselben Standpunkte der Anschauung stehen und dieselbe Stimmung und Richtung des Gefühls haben, woran der Leser durch die festesten und natürlichsten Bande seit dem ersten Erwachen seines Bewußtseins gefesselt ist und dessen Aufgeben und Zerstören in der Regel zu allgemeiner geistiger Haltlosigkeit führt. Universelle Volksschriften sind und bleiben eine Contradictio in adjecto.

Der Zwickauer Verein würde daher wohlthun, wenn er bei der demnächst vorzunehmenden Revision seiner Statuten folgenden Satz zu einem Grundgesetz erhöbe:

Der Verein faßt ausschließlich die Bedürfnisse der Landbewohner, und zwar nur der Bewohner des Voigtlandes und des sächsischen Erzgebirges ins Auge.

Ob dessenungeachtet Städtebewohner und die Bewohner anderer Gegenden beiträten (was nicht unwahrscheinlich ist), müßte den wahren Freunden des Instituts gleichgültig sein. Fände aber der Verein nach einer solchen Beschränkung im Volke die zu seinem Fortbestehen nöthige Unterstützung nicht mehr, nun, so würde man annehmen müssen, das Institut sei nicht nothwendig. Sollte dieser Gedanke für die Beförderer des Vereins so gar empfindlich sein dürfen? Ists denn so gar leicht, zu entscheiden, ob das Volk das Bedürfniß neuer Bücher wirklich so dringend fühlt? ob dieses Bedürfniß, wo es sich aussprach, auch in der That ein gesundes war? ob unser Verein demselben in bestmöglichster Weise begegnet? — Wer sollte hier nach Ueberwindung jedes äußern Einflusses ein unbedingtes Ja oder Nein zur Antwort geben können! — Wie sehr es zu beklagen ist, daß das Directorium jede speciellere Bezugnahme auf Sachsen nach und nach fallen lassen will und diese Maßregel als sich von selbst verstehend ansieht, ergibt sich aus Obigem. Künftig sollen also nicht mehr Schriften wie Wildenhahn's „sächsische Wanderlust" Aufnahme finden? Das sächsische Volk soll durch den Verein keine

Geschichte der Freiheitskriege vom sächsischen Standpunkte aus erhalten? (Ein solches Buch ist aber ein dringendes Bedürfniß und nach Bülau's Vorgang keine so schwierige Aufgabe mehr; Preußen hat solche Volksbücher schon längst.) Oder soll in jener Stelle das Versprechen enthalten sein, daß die künftig auszugebenden Volksschriften noch bestimmter und bewußtvoller nichts Volksthümliches enthalten, und den universellen Volksschriften sich immer mehr nähern sollen?

Es berührt die oben abgedruckte Stelle aus dem jüngst erschienenen zweiten Jahresbericht auch noch eine andere Frage, welche hier nicht übergangen werden darf; die Frage, welchen Werth Volksbibliotheken und ähnliche Einrichtungen haben. Ich fürchte, man hat diese höchst wichtige Angelegenheit in neuester Zeit zu oberflächlich aufgefaßt. Die Einen haben in ihrem schönen Eifer, das Glück des Volks aufzubauen, ohne Wage und Winkelmaß, ohne festen Grund und ohne Riß fort und fort gearbeitet, die Andern, welche das Bedenkliche einer solchen Arbeit erkannten, still zugesehen und jene walten lassen. Das können die Letzteren wohl nicht verantworten, denn hier läßt sich kein Fehler (wenigstens nicht im gewöhnlichen Sinne) wieder gut machen. Ich bin daher fast froh darüber, daß ich mich von dieser Verantwortlichkeit völlig freisprechen kann, denn was ich im Folgenden darüber niederschreiben will, wird gewiß vielfach noch nicht scharf und bestimmt genug sein.

Man kann von einer doppelten Bildung des Volks reden; von einer Bildung, die ihm von außen durch

Schule und Unterricht (im weitesten Sinne des Worts) zugeführt wird, und einer im Innern des Volks durch Verkehr und Umgang der Individuen sich fortpflanzenden und erhaltenden, in der Sitte und Gewohnheit ruhenden. Beide wirken vielfach auf einander ein, und zwar bald hemmend, bald fördernd. Während die letztere ehemals bei weitem überwiegend und sogar productiv thätig war, verliert sie nun in demselben Grade, als die erstere sich erweitert und vervollkommnet, an Kraft und Selbständigkeit. Unweise würde es sein, beklagen zu wollen, daß diese innere Bildung des Volks — das Erbtheil der Väter, das Zeugniß der edelsten Selbständigkeit, der geistige Widerschein des vaterländischen Bodens und seiner Geschichte — unter den Einwirkungen der mächtig um sich greifenden Cultur immer mehr und mehr schwindet, denn die Volksbildung steht wie alles Endliche unter den Gesetzen des ewigen Fortschritts, auch sie muß in neue Gestaltungen übergehen und hat es gewiß fortwährend gethan, wenn auch diese Veränderungen erst aus den Zeiträumen ganzer Reihen von Menschenaltern klar und deutlich vor das Auge des Geschichtsforschers treten konnten. Auf der andern Seite würde es aber auch eine gewissenlose Uebereilung genannt werden müssen, wollte man diesen Entwickelungsproceß gewaltsam zu beschleunigen suchen. Die Volksbildung schreitet nicht in gerader Linie vorwärts wie das Quecksilber im Barometer, sondern sie ist ein tausendgliederiges Wurzelgebilde, das sich in einem weiten Boden ausgebreitet hat und zu seinem Leben und Bestehen

eben so gewiß das Ausathmen, Geben, Wirken, nöthig hat als das Einathmen und Empfangen des Nahrungsstoffes. Wo etwas Tüchtiges aus einem Volke geworden ist, hat es sich stets allmählig aus sich selbst entwickelt ohne directe Einwirkung; das Mangelhafte und Schlechte, wenn es lange Eigenthum des Volks gewesen ist, muß behutsam entfernt werden und das Bessere, was an seine Stelle gesetzt werden soll, darf nicht neu sein, sondern muß das etwa Gute und Brauchbare aus dem vorher Bestehenden in sich tragen. Dies gilt von allen Einrichtungen, welche wesentlich in das Leben des Volks eingreifen, namentlich auch von allen denjenigen Anstalten, welche dem Volk Bücher zuführen sollen.

Man sei doch ehrlich und aufrichtig: Hat denn das Volk diese Volks- oder Dorfbibliotheken, diese Lesevereine, Wanderbibliotheken u. dergl. wirklich haben wollen? Der wohlgemeinte aber nicht selten blinde Wohlthätigkeitseifer glaubt dieses Bedürfniß ihm abgelauscht zu haben, allein er hat sich vielleicht doch geirrt. Die Erfahrung (die man hauptsächlich anführt), daß Landleute Ritterromane und Räubergeschichten jetzt häufiger aus städtischen Leihbibliotheken entlehnen, beweist nur Zweierlei: daß die Sucht, städtische Sitten, Beschäftigungen und Unterhaltungen sich anzueignen, auf dem Lande immer weiter um sich greift (das werden jene Anstalten wahrlich nicht ändern), und daß die Schriften, welche dem Volk noch zugänglich sind und von Predigern und Schullehrern ihm etwa empfohlen werden, seinen Bedürfnissen und Wünschen nicht entsprechen,

namentlich deshalb nicht, weil sie die Phantasie meist zu wenig beschäftigen. Diesen Wünschen und Bedürfnissen muß man entgegenkommen — auf welche Weise sich dies leicht und natürlich werde bewerkstelligen lassen, soll unten nachgewiesen werden —, aber der Erfindung und Gründung neuer Anstalten bedarf es dazu wohl nicht. Diese Anstalten, sie mögen organisirt sein wie sie wollen, schaden in der Regel mehr als sie nützen, denn in Dörfern, wo fünf Einwohner sich mit Lectüre aus der Stadt versorgten, lesen nun nach Einrichtung einer Dorfbibliothek zwanzig Einwohner Woche für Woche; von obigen Fünf aber sind Drei immer noch der Meinung, aus der Stadt zu lesen sei vornehmer. Das werden die Vorsteher von Dorfbibliotheken und Lesevereinen wahrscheinlich zugeben, aber die Behauptung, daß solche Leseanstalten dem Volke schaden sollen, greift sie bei ihrer Ehre an, wo sie dieselbe hören, wittern sie auch schon Verfinsterung und Geistestyrannei. Wie aber, wenn unter den Büchern, welche sie ausgeben, viele sehr unpassend sind? Wenn viele dieser Bücher statt das Volk zu bessern, zu veredeln, zu kräftigen, dasselbe verweichlichen, schwächen und verschlechtern? Ich kann dies begreiflicherweise hier nicht näher nachweisen, auch läßt sich schon von den Zwickauer Volksschriften ein Schluß auf die übrigen machen und ein Pröbchen soll etwas später noch mitgetheilt werden. Wem dies nicht genug ist, der sehe die „Wegweiser für Begründer von Volksbibliotheken", die „Verzeichnisse von Volksschriften, die zur Aufnahme in Volksbibliotheken geeignet sind" und dergl.

unbefangen durch. — Man baue doch ja nicht zu sehr auf den gesunden Sinn des Volks, der das Schlechte schon selbst abweisen werde; gutta cavat lapidem. Man meine nicht, was schlechte Volksschriften verdorben haben, würden gute wieder gut machen können; beide wirken nicht mit gleicher Stärke, weil sie unter verschiedenen Bedingungen wirken.

Gesetzt aber auch, man hätte an der Auswahl der Bücher, welche bis jetzt dem Landmann in diesen Anstalten gewöhnlich dargeboten wurden, wesentliche Ausstellungen nicht zu machen (obgleich eine ganz passende Auswahl bei der nöthigen Anzahl von Büchern gar nicht möglich sein wird), so ist es doch noch sehr zweifelhaft, ob mit der Gewöhnung an das Bücherlesen des Volkes wahres Wohl befördert werde. Der Landmann liest ganz anders als wir. Das Lesen zur bloßen Unterhaltung ist seinem ganzen Wesen entgegen, weil er Zerstreuung und Unterhaltung in unserem Sinn nicht kennt. Die Ruhe von der Arbeit ist ihm noch ein wirkliches Bedürfniß und ein Genuß, das Lesen eine geistige Uebung und Anstrengung, weil er nachdenklich und mit höherer Spannung liest, obwohl dem Aufschwung zu zarten weichen Gefühlen seine von der unsrigen verschiedene, durch starke, anstrengende Arbeit bedingte Geistesrichtung entgegensteht. Alles geistige Tändeln und Spielen, alle Sprünge und idealen Ausschreitungen sind ihm fremd, ihn beherrscht der gute Geist einer verständigen Ordnung und seine Beschäftigungen und seine dadurch normirte Lebensweise werden ihn bei derselben erhalten, wenn man ihn nicht allzu gewaltsam aus sei-

ner Sphäre zu reißen sucht. Mag ihm die Zartheit des Gefühls, welche Eigenthum der Gebildeten ist, zum großen Theil abgehen, so kann man doch, wo sie sich bei ihm äußert, sicherer darauf rechnen, daß sie ihm aus dem Herzen kommt, als bei dem Gebildeten, der sie leider nur gar zu oft blos im Kopfe trägt. Die durch Lesen erworbene Bildung ist nie eine harmonische und überall eine ganz andere als die, welche unmittelbar durch das Leben gewonnen wird; selten erzeugt die erstere eine entschiedene, kräftige Gesinnung. Das Viellesen schadet, indem es daran gewöhnt, ganze Reihen von Gefühlen und Empfindungen nur dem Wortsinne nach aufzufassen und mit Halbverstandenem sich zu begnügen; die Hauptursache einer Krankheit unserer Zeit: des Systematisirens, des „Mit-Worten-Streitens."

Es soll indeß keineswegs in Abrede gestellt werden, daß für die untere Volksklasse in Städten und ihnen nahe liegenden Dörfern öffentliche Bibliotheken ein wahrhaft dringendes Bedürfniß seien, nur ist auch hier mehr Sorgfalt auf die Auswahl der Bücher zu verwenden, als bisher geschehen! Wann wird man nur endlich sich überzeugen lassen, daß es verkehrt sei, Alle („aus allen Klassen und Ständen, auf höchst verschiedenen Bildungsstufen stehend, mit den mannichfaltigsten Ansichten, Verhältnissen, Berufsarten und religiösen Richtungen") aus einem und demselben Topfe speisen zu wollen! Das Verdienst, zuerst auf dieses Bedürfniß der Städte hingewiesen und seine künftige Abhülfe klar und bestimmt vorgezeichnet zu haben, gehört dem Rentamtmann Preusker in Großenhain. Daß er seinen

ursprünglichen Plan nach und nach zu weit ausdehnte, ist allerdings zu bedauern, darf aber die ihm gebührende Anerkennung nicht schmälern. Wollten doch verschiedene kleine Geister, welche an Einzelheiten seiner Vorschläge mit Geschrei mäkeln, darüber nachdenken, wie weit sie ohne seine Vorarbeit gekommen sein würden!

Einen Beweis, mit welchem Eifer man daran arbeitet, die Landleute zu urbanisiren und zu modernisiren, geben auch die bereits in vielen Dörfern bestehenden Lesebibliotheken für Schulkinder. Das ist wahr: wer einen Baum fällen will, thut am besten, er geht an die Wurzeln. Ich halte eine Widerlegung für unnöthig. Wer sich belehren lassen will über Zweck und Nutzen dieser Bibliotheken, über ihre Anlegung und Einrichtung sowie über die darin aufzunehmenden Bücher, findet dies Alles in einer besondern Schrift von F. W. S. H. Walther, die Begründung von Dorfschulbibliotheken (Magdeburg 1843), auseinandergesetzt. In dem Paragraphen „Leitende Prinzipien bei der Auswahl der Bücher" heißt es: „Märchen aufzunehmen hat der Vf. bisher Bedenken getragen, aus Besorgniß, daß das handgreiflich Unwahre in denselben die Wahrheit anderer Schriften verdächtigen könne." Also hat alles Reden nicht geholfen, der alte Popanz hängt immer noch oben; wer wird ihn endlich herunterholen? Die Bauernkinder müssen die Märchen, welche man ihnen entrissen hat, wieder erhalten. Allerdings wird an vielen Orten der Sinn dafür fast ausgestorben sein; die Schule sollte sich daher der Sache annehmen und zum ersten zusammenhängenden Lesestück in der Fibel ein Märchen (etwa „Hänsel

und Grethel") wählen. Dies würde sich auch in Hinsicht auf die Methode als sehr zweckmäßig erweisen, wovon ich mich durch Erfahrung überzeugt habe: die Kinder lernen an der vielmaligen Wiederholung eines und desselben Lesestücks am sichersten und schnellsten lesen, weil sie an dem Halb-auswendig-Gelernten die Bilder einzelner Wörter leichter sich einprägen, und auch für Aufschreibeübungen gibt es auf der Welt keinen passenderen Stoff. Natürlich meine ich blos Märchen aus der Sammlung der Brüder Grimm. Daß man doch dieser Sammlung so hartnäckig den Rückweg ins Volk versperrt! Ein anderer der neuesten Schriftsteller über Volksleseanstalten (K. G. Schmid) nennt in einer „Aufzählung der Schriften, welche in keiner Jugend- und Volksleseanstalt fehlen dürfen" nur Arndt's Märchen und bemerkt dabei, daß sie wenig Anklang finden wollen. Nun, das wird Niemand Wunder nehmen! — Die Schriften von Nieritz empfehlen beide sehr, bemerken aber doch, daß seine Sprache etwas zu hoch sei. Nieritz Verdienst ist, wie ich einen geistvollen Kinderfreund bemerken hörte, daß seine Schriften naiv sind; sehr treffend! Aber er kennt nicht die ächte Naivetät, sondern blos die verschrobene, unkindliche Naivetät der vornehmen Jugend. In dem Lobe Chr.'s von Schmid wissen beide sich kaum zu mäßigen. Der letztere (K. G. Schmid) bemerkt: „Seine Natürlichkeit, Gediegenheit in Inhalt und Form, Anspruchslosigkeit und Einfachheit, Abrundung ist unvergleichlich. Rosa von Tannenburg gibt mehr als ganze Compendien von Religion, Moral und Lebensweisheit für Be-

fehlende und Gehorchende, Eltern und Kinder, Reiche und Arme. Eine liebenswerthe Frömmigkeit durchwehet jedes Blatt und jedes ist ein goldenes." Ich behaupte dagegen: Chr. Schmid ist Repräsentant der sentimentalen Kinderschriftsteller, seine Richtung ist die mittelalterlich-romantische und daher ganz katholische und katholicirende, obwohl er als Protestant auf Seite der Rationalisten gestanden haben würde. Seinen Produkten geht alle Energie ab, sie führen zu einer verderblichen Gefühlsverweichlichung; die Personen, welche er auftreten läßt, haben weder Fleisch noch Bein, sie sind entweder Engel oder Teufel. Die geistige Richtung der Gegenwart ist der Romantik im Allgemeinen entgegengesetzt; es ist ein vergebliches Bemühen, ihr durch romantische Geistesprodukte einen Aufschwung geben zu wollen, der gemeine Mann wird dadurch nur noch mehr herabgedrückt, denn seine Richtung geht entschieden auf das Reale. Man meine auch nicht, daß das Romantische es ist, was ihn an den Schmidschen Erzählungen anspricht, nur der Stoff zieht ihn an, weil er seiner Phantasie die sparsam gewährte Nahrung gibt. Die Geschicklichkeit, fließend zu erzählen, ist in unseren Tagen von jedem Unterhaltungsschriftsteller zu fordern, ohne irgend einen Anspruch auf besondere Anerkennung zu begründen. — — Wohlan! Ich fordere die genannten beiden Herren heraus, für Fräulein Rosa von Tannenburg und Consf., die ich hiermit sammt und sonders für nichtswürdig erkläre, in die Schranken zu treten. Siege ich, so verlange ich nur das Eine als Lohn, daß meine Gegner allen ferneren Umgang mit dieser Gesellschaft

aufgeben und den etwa nachfragenden lesebegierigen Bauern antworten: sie seien von der Erde vertilgt!

Um des Zwickauer Vereins noch einmal zu gedenken: die von ihm verbreiteten Schriften nehmen eine allzu einseitige Richtung, indem die große Mehrzahl derselben die Erzählung nur als Mittel behandelt, Anweisungen zur Verbesserung der Feld- und Hauswirthschaft, Vorschläge zur Einführung zweckmäßiger Einrichtungen im Gemeindewesen, überhaupt allerlei Erfahrungen und Kenntnisse aus dem Bereiche des täglichen Lebens mitzutheilen. Dies Alles gehört in ein „Neues Noth- und Hülfsbüchlein", das für jeden größeren Bezirk mit besonderer Berücksichtigung der ihm eigenthümlichen Bedürfnisse ausgearbeitet werden müßte und einer geschichtlichen Einkleidung wie das von Rud. Zach. Becker heutzutage weder bedürfte, noch dieselbe wegen des Umfangs des aufzunehmenden Materials erhalten könnte. Die überall und mit großer Zudringlichkeit in die Erzählung eingeschalteten Recepte verringern und verleiden entweder dem Landmann den Genuß, welchen das Bücherlesen ihm gewähren soll, oder drängen ihn dazu, sein Heil immer mehr in Veränderungen und Verbesserungen zu suchen und den materiellen Interessen noch entschiedener das Uebergewicht zu geben. Allein der Geist unserer Zeit und die auch in den Verhältnissen des Landmannes sich bemerklich machende Vermehrung der Bedürfnisse treiben ihn schon von selbst vorwärts, so daß man es nicht bei jedem Bissen, den er nimmt, ihm zu wiederholen braucht; im Gegentheil ist ihm eine Erhöhung und Erweiterung des innerlichen Lebens, eine

Steigerung seiner geistigen Empfänglichkeit als Gegengewicht wider die Geltendmachung der materiellen Interessen sehr nothwendig. Und dem Arbeiter, der den ganzen langen Tag über, in der Regel ohne innere Freude und wahre Theilnahme an der Arbeit, blos vom Hunger getrieben, bis zur Ermattung sich anstrengt, ist doch wahrlich ein geistiger Genuß zu gönnen! Seid doch nicht so unbarmherzig, Ihr Herren, die Ihr weder den körperlichen noch den geistigen Hunger kennt! Wie kommt es, daß Euch die moralische Besserung des gemeinen Mannes so sehr am Herzen liegt, während Ihr nicht leiden mögt, daß er aus den alten Volksbüchern seine Phantasie mit den kühnen, fröhlichen Bildern der Zauber- und Märchenwelt erfrische und erquicke oder über seinen Till Eulenspiegel herzlich lache? Ist der gemeine Mann eines geistigen Genusses werth und fähig, so muß auch die Möglichkeit ihm gegeben werden, diesen sich zu verschaffen. Und zwar nicht blos nach einer einzigen Richtung hin, sondern alle Formen, in welchen dem gebildeten Geiste Nahrung und Genuß dargeboten wird, müssen auch für den weniger gebildeten zugänglich sein dürfen, so daß dem Volke keine Gattung der Prosa und Poesie, keine Richtung des Zwecks und des Geschmacks auch die sentimentale nicht, dem Grundsatz nach vorenthalten werde. Die Einen wollen heutzutage blos christliche Volksschriften, die Andern blos moralische, wieder Andere blos ökonomische, noch Andere politische u. s. w., was nun gerade das Lieblingsfach eines Jeden ist und wovon er deshalb den größten Nutzen sich verspricht. Eine solche Einseitigkeit ist aber

gewiß nur nachtheilig. — Wenigstens den Freunden der „christlichen" Volksschriften glaube ich eine kurze Auseinandersetzung meiner Ansicht über diese nicht schuldig bleiben zu dürfen. Darin stimme ich vollkommen mit ihnen überein, daß das Christenthum unser ganzes Denken und Thun, also auch die Schriften, welche wir Andern zum Lesen übergeben, durchdringen solle; aber unter dieser Durchdringung verstehe ich etwas Anderes als sie. Ich glaube nicht, daß diese Durchdringung in einer buchstäblichen Wiederholung der Grundsätze unseres Glaubens oder in einer directen Beziehung auf dieselben bestehen müsse, sondern daß darunter die Aeußerungen des Einflusses und der Wirkungen des Christenthums zu verstehen seien, welche geistiger Natur sind und weder am Individuum noch in Büchern sich gleichsam mit Händen greifen lassen, oft aber gerade da in sehr geringem Grade vorhanden sind, wo sie geflissentlich sich sichtbar und geltend machen. Findet man an einem Schriftsteller Wahrheit der Auffassung, Ernst und Kraft, so wird wohl auch in der Regel die christliche Gesinnung nicht weit entfernt sein, wenn sie sich auch nicht direct ausspricht; wo jene Eigenschaften fehlen, da kann auf jeder Seite eine biblische Redensart eingeflochten und noch so häufig und ausführlich von heiligen Dingen die Rede sein, die Schrift bleibt doch eben so gewiß unchristlich, als es Niemand einfallen kann, einen saft- und kraftlosen Schwätzer mit dem Namen eines wahren Christen zu belegen. Die Vorwürfe der Unchristlichkeit, welche man unserem Zeitalter macht, beruhen zum Theil auf der falschen Voraussetzung, daß, weil man das

buchstäbliche Bekenntniß seltener hört, die das Leben durchdringenden Wirkungen des Christenthums nicht vorhanden seien. Nein, die christliche Gesinnung ist immer mehr ein Gemeingut geworden und nicht selten mag sie selbst da noch sich vorfinden, wo das Bekenntniß fast ganz fehlt. Was ist aber schlimmer: Bekenntniß ohne Gesinnung, oder Gesinnung ohne Bekenntniß? Unsere ganze Gesittung und Bildung, unser ganzes geistiges Leben ist so innig mit dem Christenthume verwachsen, daß wir bei jedem geistigen Athemzuge unter seinen Einwirkungen stehen und daß selbst die Kinder, welche sich wider die Mütter empören, unbewußt von ihrer Hand getragen und gehalten werden. Freilich ist's zu beklagen, daß man in unseren Tagen das christliche Bekenntniß so selten hört, und dasselbe, aus Furcht vor gewissen Verdächtigungen, selbst da nicht ausspricht, wo es nahe liegt; und es mag noch sehr ungewiß sein, wohin diese Richtung führen werde. Allein dadurch wird eine glückliche Entwickelung gewiß nicht gesichert, daß man alle Schriften für das Volk ängstlich und buchstäblich vom christlichen Standpunkte aus abfaßt, daß man in ihnen überall, wo nur irgend möglich, Beziehungen auf das Christliche anbringt, mag der behandelte Gegenstand auch noch so heterogen und die wahrscheinliche Stimmung des Lesers eine noch so abweichende sein. Es ist diese Art zu denken und dem Gedachten Worte zu geben, nun einmal nicht mehr die unserer Zeit. Wenn wir beim Ausspruch eines „Leb wohl" dasselbe fühlen, was bei einem „Behüt Dich Gott", so ist's schon recht; wo aber die christliche Denkweise

faſt verloren gegangen iſt, da wird der chriſtliche Eifer ſolcher Schriften in den allermeiſten Fällen nichts nützen oder nur ein trauriges Maulchriſtenthum hervorbringen, und der Zuſtand ein weit ſchlimmerer, ganz troſtloſer werden. Dieſe Eiferer gleichen einem Arzt, der die freſſende Wunde zuheilt und meint, der Kranke ſei geſund, weil die Wunde nicht mehr ſichtbar iſt; ſie gleichen einem Baumeiſter, der die entſtandenen Riſſe ſorgfältig übertüncht und die Schuld von ſich abwälzen will, wenn das Gebäude über Nacht zuſammenſtürzt. Nein, der Zwickauer Verein braucht nicht blos ſolche Schriften, wie die von Wildenhahn; auch die Landleute haben individuelle Bedürfniſſe, die befriedigt werden dürfen. Wenn man daher z. B. der oben beurtheilten Schriſt von Panſe den Vorwurf der Unchriſtlichkeit machen ſollte, ſo trete ich unbedenklich auf die Seite ſeiner Vertheidiger, obgleich ich der Meinung bin, daß ihn die Sucht, neue und intereſſante Gedanken hervorzubringen, bisweilen über die Gränzen des Chriſtenthums hinausgeführt habe. In den Schriften von Nieritz dagegen kann ich das Chriſtliche nicht finden, ſo oft er auch chriſtliche Redensarten braucht und obſchon er unter der Zahl der Mitarbeiter an dem von G. Plieninger herausgegebenen Almanach für Kinder „die Weihnachtsblüthen" einen Platz gefunden hat. Man thut uns Allen eine Schande damit an, daß man jetzt, wo wir bereits faſt 1000 Jahre unter den Einwirkungen des Chriſtenthums ſtehen, „chriſtliche" Kinder- und Volksſchriften meint ſchreiben zu müſſen. So ſchlimm ſteht es, Gott ſei Dank! noch nicht. — Wollen

aber jene Eiferer etwa behaupten, in allen Schriften müsse das volle christliche Bekenntniß enthalten sein, so würden sie selbst sich der größten Inconsequenz anklagen müssen, insofern dann alle Kinder- und Volksschriften unnütz und schädlich und ihre Accommodation an die Leselust der Zeit unverantwortlich sein würde.

Ich habe versprochen, einen natürlichen Weg anzugeben, auf welchem dem Volk die ihm wahrhaft nöthigen und nützlichen Bücher zugeführt werden könnten. Was könnte ich damit Anderes meinen, als die Wiedereinsetzung der Bücherhändler in ihre alten Rechte? Nehme man nur ja nicht Anstoß daran, daß sie in den letzten 40—50 Jahren bei der sie drückenden Vernachlässigung der Branntweinflasche ihre Neigung zugewendet haben, daß sie Bettlern ähnlicher als Handelsleuten auf Jahrmärkten erscheinen und ihre Waare nur auf einigen über zwei Böcke gelegten Bretern oder auf Bindfäden an der Rückseite einer Bude zur Schau ausstellen! Sie tragen wahrlich nicht allein die Schuld! Ihr Handel ist durch äußere Umstände untergraben. Die Volksschriften, welche sie feil bieten, entsprechen der jetzigen Geschmacksrichtung nicht mehr, sie werden immer noch nach der letzten Ueberarbeitung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts wieder und wieder abgedruckt, selbst der Landmann mag auf Jahrmärkten an der Verächtlichkeit der Schaustellung und der Händler Anstoß nehmen, Geistesnahrung einzukaufen. Käme dieser Handel in die Hände tüchtiger Leute und würde die Waare in anständigen Buden verkauft, sorgte man dafür, daß nur wirklich gute Bücher,

zur Auswahl auch eingebunden, feil geboten werden dürften und daß die Sache durch Kreisblätter gehörig zur Kenntniß des Volks gelangte; wozu dann noch weitere Anstalten? Der Landmann kann dann unter den feilgebotenen Büchern selbst wählen und darum handeln, denn er will bei der Bestimmung, was für ihn passe, lieber seinem eignen als einem fremden Urtheil folgen. Wenn er Geld gibt, will er auch die Waare sehen, er ist von Natur kein Freund von Lotterien, gibt nicht gern Geld aus auf ungewissen Erfolg. Die „Güte" der Waare ist eine nothwendige, die „Wohlfeilheit" eine zufällige Eigenschaft, der Bauer weiß, daß, wie König (die Erziehung des Landvolks, Halberstadt 1840) in seiner treffenden Weise sich ausdrückt, „hundert Ellen Zeug aus ägyptischer Baumwolle auf Ein deutsches Bockfell zu rechnen sind." Erstreckt sich doch der Einfluß des Luxus bis herab in die niedrigste Hütte, wo die formelle Bildung im Vergleich gegen sonst sehr gestiegen ist; so wird man auch den Besitz einiger Bücher nach und nach für nothwendig ansehen lernen. Unsere Buchhandlungen passen nicht für Landleute, die Buchhändler wissen es nicht schon aus ihrem Aeußern abzunehmen, was sich für sie eignen werde, das Neueste gilt den Buchhändlern meist für das Beste, und muß das gewünschte Buch erst verschrieben und dann eingebunden werden, so wird dem Bauer oft die Lust zum Kauf vergehen, oder er fürchtet übertheuert worden zu sein, weil er nichts abhandeln konnte. Die größte Schwierigkeit bei Restitution der Bücherhändler würde, außer der Herbeischaffung der Anfangs nöthigen Geldmittel, nur

noch sein, zu bewerkstelligen, daß dieselben nur gute Bücher führen. Angelegenheit des Staats kann eine so specielle Beaufsichtigung nicht werden, auch ist ein unmittelbarer Einfluß der Regierungen wohl überhaupt nicht zu wünschen; ich glaube, diese Beaufsichtigung würde mit einer

Zeitschrift für deutsches Volksschriftenwesen

sich vereinigen lassen. Für diejenigen, welche um Volksbildung und Volksliteratur sich bekümmern, bedarf es keines Beweises, daß, wovon oben schon die Rede war, die in das Bereich des Volksschriftenwesens gehörigen Fragen noch wenig erörtert und die Ansichten der Gebildeten darüber im Allgemeinen noch sehr unbestimmt und schwankend sind. Ich hoffe daher, zur Empfehlung einer solchen Zeitschrift sei nur eine allgemeine Vorzeichnung ihrer Einrichtung und Wirksamkeit nothwendig, da auf andere Weise das Urtheil des Publikums schwerlich sich leichter und schneller berichtigen und der schädlichen Vielgeschäftigkeit Einzelner wirksamer entgegenarbeiten läßt. Der Kürze halber mögen meine Vorschläge in der Form eines Planes dargelegt werden.

Die Zeitschrift ist für gebildete Leser aus allen Ständen bestimmt und bestrebt sich eine allgemeine deutsche zu sein. Sie zerfällt in 4 Abtheilungen. In der 1. Abtheilung bringt sie Abhandlungen über streitige Fragen aus dem ganzen Umfang des Volksschriftenwesens. Die 2. Abtheilung enthält Beurtheilungen älterer und neuer deutscher Volksschriften und derjenigen Fachschriften, welche Einzelnen aus dem Volke zu weiterer

Ausbildung vorgeschlagen, so wie solcher Kinderschriften, die auch für das Volk geeignet befunden werden können. Die 3. Abtheilung gibt kurze Nachrichten über das Bestehen und den Fortgang aller Volksschriften-Vereine und darauf bezüglichen Anstalten, Vorschläge zur Umarbeitung älterer Volksschriften und zur Abfassung wünschenswerther neuer, so wie zur Abänderung solcher Schriften, deren völlige Brauchbarkeit für das Volk wünschenswerth erscheint; ferner Berichtigungen, Entgegnungen und überhaupt allerlei das Volksschriftenwesen betreffende Notizen. Im 4. Abschnitt endlich wird eine fortlaufende Uebersicht der neu erschienenen Volksschriften und Volksblätter gegeben. — Sobald sich der Zeitschrift eine genügende Anzahl von Freunden und Mitarbeitern angeschlossen hat, bilden dieselben einen Verein, unter dessen Leitung die Zeitschrift fortan steht. In jährlichen Zusammenkünften oder durch schriftliche Stimmabgabe der Ausschußmitglieder wird eine Liste von Volksschriften hergestellt, welche der Verein empfiehlt, und dieselbe wird durch die Zeitschrift und sonst mit Angabe der Gegenden, für welche einzelne Schriften sich besonders eignen, jährlich nach erfolgter Revision zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Nach und nach setzt sich der Verein mit passenden Handelsleuten in Verbindung, welchen er die Erlangung eines höheren Rabatts bei den betreffenden Verlegern auswirkt und vermittelt, und die dafür sich verpflichten, nur vom Verein empfohlene Bücher auf Jahrmärkten oder sonst zu verkaufen. Das Ziel des Vereins würde in dieser Beziehung sein, eine Centralbuchhandlung für die Vereinsschriften ohne jeden

eignen Verlag zu begründen. Mit der Redaction der Zeitschrift, deren Sitz in Leipzig ist, wird zunächst aus den von Verlegern an den Verein übersandten Schriften eine Vereinsbibliothek zum ausschließlichen Gebrauch für die Mitarbeiter gegründet, und dieselbe so weit als möglich auf die ältere und ausländische Volksliteratur ausgedehnt.

Wohl mag man an diesem keck hingezeichneten Gebäude feste Mauern oder Balken vermissen, sollte es aber darum nothwendig ein Luftschloß sein müssen? Vielleicht findet sich ein Baumeister, der Geschick und Kraft besitzt, etwas Tüchtiges daraus zu machen. Oder sollte man sich nicht dazu entschließen, wenigstens einen Theil des Gebäudes aufzubauen, wobei man Grund und Boden und die sonst zu berücksichtigenden Verhältnisse genauer kennen lernen und sichere Erfahrungen sammeln würde? Das Erste würde doch gewiß die Gründung einer der ganzen Angelegenheit ausschließend gewidmeten Zeitschrift sein müssen, wenn man nicht etwa an einer Besserung überhaupt verzweifelt und den ferneren Gang der Sache dem Zufall zu überlassen gemeint ist. Das Eine aber wäre, wie mich däucht, so unverantwortlich als das Andere! Nein! Ein Anfang muß gemacht werden! Es ist hohe Zeit und nicht mehr zu säumen. Die Sache ist ernst und verlangt das kräftige Zusammenwirken besonnener, unbefangener, uneigennütziger Volksfreunde. Und so richte ich denn an Alle nah und fern, die die Wichtigkeit der Sache und die Nothwendigkeit eines weisen, zeitgemäßen Fortschritts erkennen, die Aufforderung, thätig mitzuwirken für die

Begründung und Herausgabe der oben bereits näher charakterisirten Zeitschrift. Das lebendige Interesse für diese Angelegenheit drängt mich, diesen Antrag zu stellen und läßt mich hoffen, daß er nicht ungehört bleibe, ob auch der vorliegende Versuch manche Unvollkommenheiten an sich tragen möge. Wo das Rechte durch den Austausch abweichender Ansichten erst gefunden und zu allgemeiner Anerkennung und Geltung gebracht werden soll, wird treues Festhalten an dem mehr oder weniger klar erkannten Ziele das erste Erforderniß bleiben, das Ziel selbst aber mit jedem Schritte vorwärts deutlicher und bestimmter vor die Augen treten. Bis daher der rechte Mann gefunden ist oder ein Verein sich gebildet hat, erbiete ich mich, der Förderung des Volksschriftenwesens gewidmete Gaben anzunehmen und der Herausgabe der Zeitschrift mit allem Eifer mich zu unterziehen.

Es bedarf nicht mehr der Versicherung, daß ich mich aufrichtig freuen werde, wenn das, was ich hier nach bestem Wissen und Gewissen niederschrieb, öffentlich berichtigt und verbessert wird. Den wahrscheinlich anonymen Angriffen einer gewissen Partei sehe ich ruhig entgegen, denn ich trage weniger Sorge für das, was ich gesagt, als was ich nicht gesagt habe.

Altenburg, Anf. Sept. 1843.

Druck und Papier der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

A Seh

Druck und Papier der Hofbuchdruckerei
zu Altenburg.

79/12781

A. Schedl

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gersdorf, J.

Das Volksschriftenwesen der Gegenwart Mit besonderer Beziehung auf den Verein ... zu Zwickau

Altenburg 1843

Pol.civ. 48 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10766527-6